# Der Kunstreiter.

---



# Der Kunstreiter.

Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.



Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

## 13.

Es waren nicht ganz drei Monate seit dem Einzuge der neuen Pachtersleute auf Schildheim vergangen, und dieser Zeit hatte es auch bedurft, die volle Einrichtung der Uebersiedelten, das volle Eingewöhnen in ihr neues, ihnen vollkommen fremdes Leben zu regeln und festzustellen — und Vieles hatte sich in der Zeit geändert.

Georg arbeitete in der Zeit mit dem alten Verwalter aus allen Kräften, sich die für ihn unumgänglich nöthigen Kenntnisse zu erwerben, und da sich der Platz als vollkommen geeignet dazu erwies, legte er sogar den Grund zu einer Racenverbesserung der Pferde und Stuterei — und besser verstand Niemand mit Pferden umzugehen, als er.

Für Karl waren zu gleicher Zeit die nöthigen Einrichtungen getroffen, daß er die Schule in Schildheim regelmäßig besuchte und zugleich Pri=

vatstunden bekam; denn der große Bursche war in Allem, was Lernen betraf, noch hinter den kleinsten Knaben weit zurück! Ein junger Mann wurde dazu, trotzdem, daß sich Georgine im Anfange dagegen sträubte, in's Haus genommen und ihm die Aufsicht über den Knaben besonders übergeben. Die Erzieherin, die Wolf von Geyerstein für Josephine besorgte, erwies sich ebenfalls vortrefflich, und in einigen Jahren hoffte Georg die Kinder so weit gebracht zu haben, daß sie sich, ihren Altersgenossen gegenüber, nicht mehr zu schämen brauchten.

Selbst Georgine schien sich in das neue Leben zu finden, und besonders waren es in der ersten Zeit die neuen Bekanntschaften, die sie fesselten. Auf zwei Nachbargütern in der Nähe lebten nämlich zwei sehr liebe Familien, ein ganz jung verheirathetes Paar aus dem Preußischen, und ein alter mecklenburgischer Major, der hier sehr bedeutende Besitzungen mit besonders herrlichen Waldungen liegen hatte. Dieser brachte den größten Theil des Jahres auf seinem Gute zu, sah sehr viel Besuch bei sich und machte ein großes Haus, in dem die landesübliche Gastfreundschaft im reichsten Maße herrschte — daß ihm die lebendige, bildschöne neue Nachbarin dabei nur willkommen war, läßt sich denken.

Natürlich wurde sie dort bald von einer Schaar müßiger junger Herren umschwärmt, und so gleichgültig Georg in früherer Zeit und unter anderen Verhältnissen Aehnliches gesehen und, als eben in den Verhältnissen liegend, geduldet hatte, so überkam ihn jetzt dabei ein unbehagliches, demüthigendes Gefühl — ein Mittelding zwischen erwachendem Stolz und Eifersucht, das er nicht wieder zu bekämpfen vermochte.

Er machte Georginen deßhalb freundliche, indeß leere Vorstellungen, denn sie lachte ihn aus, und fragte ihn, ob er glaube, daß sie hier zwischen den Bauern ebenfalls verbauern solle. Daß sie sich amüsire, wo ihr die Gelegenheit dazu überhaupt nur so spärlich geboten werde, dürfe er ihr nicht verdenken, und außerdem sei sie es sich selber und „ihrem Rang" schuldig, den Ton, der nun einmal in der vornehmen Welt herrsche, anzunehmen.

Eine andere Sorge machte dem Manne der Alte, der, jetzt mit gar keiner Beschäftigung, da er sich durchaus nicht zu einer geregelten Arbeit entschließen wollte, der Flasche zusprach, wo er dazu gelangen konnte — und leider fand er dafür nur zu häufig Gelegenheit. Allerdings hielt er sich dabei stets auf seinem Zimmer, aber Georg

fürchtete mit Recht, daß er sich einmal wirklich betrinken und dann den Dienstleuten nicht allein ein Aergerniß geben, sondern auch verrathen könne, zu welcher Classe des Volkes er eigentlich gehöre. War es ihm doch nicht entgangen, daß der alte Verwalter, wenn er sich unbemerkt glaubte, schon manchmal heimlich den Kopf über das etwas wunderliche und rohe Benehmen des Mannes geschüttelt hatte, und welches Licht mußte eine solche Entdeckung dann auf seine Frau, auf ihn selber zurückwerfen!

Die einzige Beschäftigung, zu der sich Mühler dabei verstehen wollte, war die, daß er sich einen aus dem Dorfe geholten Spitz abrichtete, und stundenlang saß er mit diesem zusammen eingeschlossen, ihm allerlei tolle Kunststücke beizubringen. Den Hund nannte er Hanswurst, und er kam nicht mehr von seiner Seite.

Georg sah das Alles, ohne irgend eine Aenderung herbeiführen zu können, und fühlte jetzt erst in seiner ganzen Schwere den Fluch seines frühern tollen Lebens, das ihn, den Edelmann, unter die Hefe des Volks geworfen hatte. Jetzt verdammte es ihn dazu, nicht allein mit solch' rohem Menschen, wie dieser Mühler, zusammenzuleben und auszuhalten, nein, es zwang ihn so-

gar, ihn als Verwandten anzuerkennen und in seiner eigenen Familie zu halten. Das war freilich nicht mehr zu ändern — es mußte ertragen werden, und erforderte nur all' seine Klugheit und Wachsamkeit, den fatalen Folgen, die es möglicher Weise für seine und der Seinigen Zukunft haben könne, vorzubeugen.

Allerdings sprach er offen mit seiner Frau darüber, und machte ihr einmal sogar den Vorschlag, dem Alten irgend eine Heimath entfernt von ihnen zu gründen, und ihm — wenn auch mit großen Opfern — dasselbe, was er früher als Gehalt bezogen, als Pension zu sichern. Aber Georgine wollte nichts davon hören — fürchtete sie vielleicht, daß sie durch ein Fortschicken des Vaters die Partei schwächen könne, mit der sie noch immer dem Gatten gegenüberstand?

Der alte Mühler unterstützte sie allerdings nicht in ihren noch immer schlummernden Plänen: dem müßigen Leben wieder zu entsagen, und zu ihrer „Kunst" zurückzukehren; denn er selber hatte von dieser „Kunst" nur eine sehr geringe Meinung und fühlte sich keineswegs geneigt, das ruhige Schlaraffenleben, das er jetzt führte, mit der alten unbequemen Narrenjacke so bald wieder zu vertauschen. Aber er war doch da — und bildete da-

durch den Anknüpfungspunkt, durch den sie an ihre frühere fröhliche Zeit zurückdenken, sich wieder hinein versetzen konnte, und sie mochte sich deßhalb nicht von ihm trennen. Nicht kindliche Liebe fesselte sie an den alten Mann, sondern die Erinnerung ihrer Triumphe, und die konnte und wollte sie nicht vergessen.

Und wenn sie dann so manchmal allein in ihrer Stube saß, wenn die gefährliche Dämmerstunde kam und sie im Geiste nun wieder an den mit Menschen gefüllten Circus dachte, der in Ungeduld sie, ihr Erscheinen erwartete — wenn sie sich dann wieder und wieder sagte, — jetzt — jetzt galt das Zeichen dir, da draußen im Lichterglanz, von Tausenden umjubelt, auf flüchtigem Rosse dahinzufliegen — wenn sie den Beifall, das Jauchzen der Menge hörte, und dann plötzlich, zu düsterer Wirklichkeit erwachend, die trübe Lampe neben sich brennen, die kalten, engen Räume um sich sah, da ballte sich die kleine, weiße Faust oft ungeduldig zusammen, der zarte Fuß stampfte den Boden, und ihr trotziger Sinn grübelte und sann, wie er sich dem unwillig getragenen Zwange entziehen sollte.

Und was machten sie hier aus ihrem Kinde — aus ihrer Josephine? eine Modedame vielleicht,

mit leerem Titel, ohne Vermögen — eine Pachterstochter auf dem Lande, die sich in Sieg und Jubel ihre Bahn im Leben selbst erkämpfen konnte. Und sie mußte es dulden, mußte zusehen, wie hier Tag für Tag in thatenloser Ruhe langsam, zäh verstrich — es war zum Verzweifeln — aber Niemand kümmerte sich mehr um ihren Schmerz, um ihre Ungeduld. Wo sie vergöttert war, wurde sie jetzt schon vergessen, und wenige Jahre nur vielleicht, und die Leute draußen, das schwankende, Veränderung liebende Publicum kannte sie nicht einmal mehr, und doch nur dieses schwankenden, nach Veränderung haschenden Publicums wegen sehnte sie sich fort aus ihrer stillen Häuslichkeit, die Millionen anderer Frauen gesegnet und gehegt haben würden als ihr theuerstes Kleinod.

Georg hatte in dieser Zeit viel auf dem Felde und im Walde zu thun, und fand dabei auch in der Jagd eine angenehme und seinem Körper zusagende, seinem Geist entsprechende Erholung — Georgine dagegen war viel allein und deßhalb launischer als je, so daß ihr selbst ihr Vater aus dem Wege ging. Da sich übrigens im Schlosse Niemand um ihn kümmerte, und Karl, sehr gegen seine Wünsche, den ganzen Tag mit Lernen beschäftigt gehalten wurde, schlenderte der alte

Mühler einmal in solcher Zeit zur Abwechslung nach Schildheim hinaus, weniger freilich, um die Gegend kennen zu lernen, als im Stern einzukehren und ein Glas zu trinken.

Hier fand er den unvermeidlichen Stammgast, den „faulen Tobias," der behaglich hinter den Ofen kauerte, an einem alten, entsetzlich schmutzigen und verbrannten Maserkopf sog, und seinen Krug Bier neben sich auf der Bank stehen hatte.

„Holla!" sagte Tobias, als der Alte zur Thür hereinkam und sich unfern von ihm, nach kurzem Gruß, an einen der um diese Zeit leeren Tische setzte, „ich dächte gar, das wäre der Schwiegervater vom Preußischen Gute oben, schön willkommen, das ist gescheidt, daß Ihr auch einmal zu unser Einem heruntersteigt" — und er hielt ihm sein Glas zum Anstoßen hin.

„Ist ein verdammt langweiliges Leben da oben," brummte der Alte, indem er mit ihm anstieß, „muß doch auch einmal heraus und frische Luft schöpfen."

„Gescheidt," lachte Tobias stillvergnügt, Gesellschaft gefunden zu haben, „und das kann man meiner Meinung nach am Allerbesten im Wirthshause. Nirgends ist man so ungestört und daheim, wie an so einem Orte, und wenn ich mein

Glas Bier bezahle, gehört die ganze Bescheerung mein."

„Hört einmal, Kamerad," sagte der Alte zutraulich, „Ihr seid der erste vernünftige Mensch, den ich hier im ganzen Neste finde, und ich denke, ich werde öfter hier herunterkommen. Hol' die da oben der Henker! denn mein Bier will ich in Frieden trinken und mich nicht damit verstecken."

„Verstecken? oho! halten sie Euch so knapp?" lachte Tobias.

„Knapp? — verdamm' es," murrte der Alte, „ich bin alt genug, mich selber zu halten, wie ich es gerade für nöthig finde."

„Na, nichts für ungut — meinte nur so," entschuldigte sich Tobias, der mit dem „Schwiegervater," wie der Alte, ohne daß er es wußte, in der Nachbarschaft hieß, keinen Wortwechsel haben wollte.

„Ihr seid ein Müller, wie?" fragte Mühler nach einer kleinen Pause, in der er sein Bier ausgetrunken und jetzt mit dem Deckel klappte, sich den Krug wieder füllen zu lassen. Er sah dabei den faulen Tobias von oben bis unten an.

„Gewesen," meinte Tobias — „habe das Geschäft aber aufgegeben und es den Kindern über-

lassen — lebe so behaglicher. Was ist Euer Geschäft, wenn man fragen darf?"

„Meines?" wiederholte der Alte, durch die Frage doch in Verlegenheit gebracht, „hm, ich — revidire die Rechnungen und — und besorge die Schreibereien."

„Aber Ihr seht mir nicht aus wie ein Oekonom."

„Nicht?" lachte Jener verschmitzt vor sich hin, „bin auch mein ganzes Leben nichts weniger als das gewesen. Habe studirt, in meinen jungen Jahren versteht sich — sage Euch, habe ein verteufeltes Studium durchgemacht, und könnte manchem Professor was zu rathen aufgeben, aber — wenn man alt wird, versteht Ihr, macht man eben nicht mehr viel Gebrauch davon."

„So? — studirt?" sagte Tobias, nur mit einem unbestimmten Begriff von der Bedeutung des Wortes; „des Schulmeisters Fritze hat auch studirt, ist aber nie was Rechtes aus ihm geworden. — Konnte das Sitzen nicht vertragen, wie er meinte. — Muß nicht hübsch sein, das Studiren!"

„Und was treibt Ihr nun so hier das ganze Leben durch?"

„Wir? verteufelt wenig. — So lange man jung ist und das Leben genießen könnte, hat man

Plackerei und Schinderei genug — und wird man alt — ja, dann ist's eben vorbei, und man kann weiter nichts thun, als sich ausruhen — und das gönnen sie Einem nicht einmal."

„Guten Tag mitsammen," sagte in dem Augenblick eine tiefe Stimme, und der alte Forstwart Barthold trat in die Stube.

„Guten Tag, alter Waldläufer," lachte Tobias, während sich Mühler nach dem neu Eintretenden umschaute; „na, wo hast Du wieder gesteckt?"

„Ich habe ein paar Eisen für Fischottern gelegt, sagte der Forstwart, „nimm Dich in Acht, Tobias, wenn Du unter dem Wehr etwa herumkriechen solltest — in der Mühle hab' ich es auch schon gesagt — Du könntest sonst einmal einen von Deinen alten Hinterläufen unversehens in einen Schwanenhals hinein bekommen, und die Dinger spaßen eben nicht."

„Ich habe nichts unten am Wehr zu suchen," sagte Tobias, „die Fischerei ist vorbei, und bei dem Wetter gehe ich außerdem nicht 'naus. Du wirst aber auch was Rechts fangen. Daß Du's nur nicht satt kriegst, die Eisen aufzustellen und in dem kalten Wasser herumzupanschen, es geht Dir doch keine Otter hinein."

„Kann man nicht wissen," meinte der Forst-

wart, „und gearbeitet muß doch sein. So bequem wie Du können wir's nicht Alle haben. — Herr Wirth, einen Bittern!"

„Hol's der Teufel, mir auch einen!" sagte Mühler, „mit dem kalten Bier verschwemmt man sich nur den Magen."

„Ich habe auch nichts dagegen," stimmte Tobias ein, „bei der Kälte draußen kann man schon was Warmes im Leibe vertragen. Ich begreife nur nicht, wie Du Winter und Sommer Freude daran finden kannst, draußen im Walde herumzukriechen. Aus den Wasserstiefeln kommst Du im Leben nicht heraus — ich glaube, Du schläfst drin."

„Manchmal Nachmittags, ja," lächelte der alte Mann, „aber ich will Dir etwas sagen, Tobias: wem's nicht gegeben ist, der kann auch im Walde keine Freude finden, so wie Du und Deinesgleichen, die eben nur Büsche und Bäume drin sehen."

„Na, siehst Du was Anderes drin?" lachte Tobias.

„Allerdings thu' ich das," erwiderte der alte Mann und wurde auf einmal dabei ganz ernst, ja, fast feierlich; „und wenn ich Dir auch das jetzt sage, Tobias, wirst Du mich doch nicht verstehen. Aber das schadet auch nichts — gute

Lehren und Wahrheiten werden oft weggeworfen, aber manchmal bleibt doch ein Korn davon hängen, und fällt auf guten Boden, wie der Baum auch seinen Samen über das dürrste Land hinstreut. — Irgend ein Körnchen wurzelt doch vielleicht und treibt dann wieder einen jungen Baum."

„Wirth, mir noch einen Schnapps," sagte Tobias, „der Waldläufer holt mir zu weit und moralisch aus."

„Mir auch noch einen!" rief Mühler, den der Bursche mit seinem Ernst zu amüsiren anfing. Barthold nahm keine Notiz von der Unterbrechung.

„Siehst Du," fuhr er fort, „wenn Du einen einzelnen Baum da draußen stehen siehst, so denkst Du wohl — wenn Du überhaupt je etwas dächtest — das sei ein leblos todtes Ding, was da steht, und allerdings kann sich's nicht von der Stelle bewegen; es muß am Boden haften, wo unser Herrgott es hingepflanzt hat. Aber in ihm lebt's und wirkt und schafft und treibt, und wächst, reckt die Arme nach dem Himmel empor, von dorther Licht und Leben zu saugen, und hält sich mit den Wurzeln derb im Boden fest, vom Winde nur gerüttelt, nicht aber geworfen zu werden. Mehr im Leben thut auch nicht einmal der Mensch, nur auf ein wenig andere, sogar nicht immer so er=

folgreiche Axt. Der Baum ist aber nicht todt, er lebt — er lebt und athmet, wie ein jedes Thier, wenn sich ihm auch die Brust dabei nicht heben kann; aber durch seine Poren zieht der Lebenssaft, zieht Luft und Feuchtigkeit, was er zum Leben braucht, und wird ihm das genommen, muß er sterben. Nimm nur die Axt und hau' in einen Stamm hinein, und sieh, ob er nicht blutet, wenn auch sein Blut nicht roth aussieht, wie das unsere. Langsam tropft es zu Boden, und wenn die Wunde ausgeblutet hat, vernarbt sie wieder, wie bei dem Menschen. — Sieh nur einen gefällten Baum Dir an, aber nicht, wie es die meisten Menschen thun, die bei einem solchen Baume immer gleich berechnen, wie viel Klaftern Scheite oder wie viel Ellen Nutzholz er geben kann. Sieh ihn an, wie er als Leiche daliegt, denn es giebt eben so gut Baum= wie Menschenleichen — sieh, wie die Rinde abstirbt, ihre gesunde, frische Farbe verliert, und fahl und erdfarben wird, und die Blätter welken und dorren, die Zweige eintrocknen — und langsam geht er zur Erde zurück, von der er kam, wie der Mensch, anderen, seines Gleichen, Raum zu geben. — Und das ist nur der einzelne Baum, nun aber seht die Masse, seht den Wald, wo einer dem andern die Hand hinüber=

reicht; seht ihn, wenn er sich Abends die Sternendecke über den Kopf zieht und duftet und träumt, und leise rauschend der Athem des Herrn durch seine Wipfel fährt; seht ihn, wenn er Morgens erwacht, mit rosig verklärtem Gesicht der Sonne entgegenlächelt, und all' die tausend Sänger hegt und pflegt, die mit der Morgensonne dem Allerhalter ihre Danklieder entgegenwirbeln — seht ihn am Tage, wie er die Arme schützend über die Erde breitet, den heißen Sonnenstrahlen zu wehren, seine Quellen und liebsten Kinder, die Blumen, zu erreichen und auszutrocknen; seht ihn, wie ihm am Abend spät der helle Schweiß von der vielen Anstrengung an der Stirn steht und in Millionen Tropfen von den Blättern funkelt. — Seht ihn im Sommer in seiner Kleiderpracht, im Winter, wenn er sich fest eingehüllt hat in seine warmen Schneetücher — seht ihn, wenn Ihr wollt, aber er bleibt immer schön und groß und hehr, ein Tempel des Herrn, den er sich selber auferbaut."

Barthold hätte sich für seine schwärmerischen Gedanken keine unglückseligeren und unpassenderen Zuhörer wählen können, und wenn er ein Jahr danach gesucht hätte, als eben die beiden alten Burschen mit dem Wirth zu Kauf, der mit

offenem Munde hinter ihm stand. Auf Tobias' Gesicht lag, so lange der alte Mann sprach, ein breites Grinsen, und die rothgeränderten feuchten Augen zwinkerten nur manchmal mit einem verschmitzt sein sollenden Lächeln nach dem „Schwiegervater" hinüber.

Mühler seinerseits saß mit fast bis in die Haare hinaufgezogenen Augenbrauen, die Stuhllehne zwischen den Knieen und beide Ellbogen darauf gelehnt, dicht vor dem alten Forstwart, und über sein Gesicht zuckte und zerrte es dabei so wunderbar, daß Tobias zuletzt gar nicht mehr auf die Worte hörte, sondern nur ganz erstaunt in die wunderbar veränderliche Physiognomie des „Schwiegervaters" schaute.

„Bravo!" sagte dieser mit seiner heisern Stimme, als Barthold jetzt geendet und wie verklärt durch das Fenster nach seinem lieben Walde hinüberschaute — „bravo, alter Junge, vortrefflich — der Pastor hätt's nicht besser machen können! — Wirth, noch mehr Kümmel, für uns Alle, und nicht in so kleinen spitzen Gläsern, sondern die ganze Flasche — wir schenken uns selber ein und machen Kreidestriche."

„Ich danke Ihnen," sagte der Forstwart ruhig; „ich trinke höchstens Morgens ein einziges Glas."

„Auf einem Beine kann kein Mensch stehen!“ rief Tobias.

„Gott sei Dank, daß ich den Branntwein noch nicht brauche, um darauf zu stehen,“ meinte der alte Forstwart; „ein nüchterner Kopf und ein volles Herz ist mein Wahlspruch, und — andere Leute führen vielleicht besser, wenn es auch der ihrige wäre. Das aber ist anderer Leute Sache und geht mich nichts an — und nun guten Morgen mitsammen. Ich denke, Tobias, meine Rede hat mir bei Dir nicht viel geholfen, und Du wirst nach wie vor doch lieber in das Wirthshaus als in den Wald gehen. Du hast aber auch recht, Du paßt nicht hinein, und ein Baum sähe gewiß nicht besser aus, wenn Du darunter in seinem Schatten lägst. Gott zum Gruß — ich muß wieder hinaus!“ Mit den Worten zahlte er dem Wirth sein Glas Branntwein und verließ, still wie er gekommen, die Stube.

„Bei dem rappelt's wohl?“ lachte Mühler, als Barthold die Thür hinter sich zugezogen hatte.

„Ein Bißchen, ja,“ bestätigte der Wirth, „aber er ist ganz harmlos und thut keinem Menschen was. Nur im Walde darf man ihm nicht begegnen, und Abends möchte ich da drin nicht um Alles in der Welt mit ihm zusammenstoßen.“

„Beißt er?“ meinte Mühler trocken.

„Nun, er beißt wohl gerade nicht,“ erwiederte der Wirth, „aber daß er allerlei faule Kunststücke kann, ist gewiß. Hier spricht er immer vom lieben Gott, aber draußen da schwatzt er mit den Bäumen und Vögeln, ruft die wilden Thiere, sucht geheimnißvolle Wurzeln und treibt allerlei heidnischen Unsinn, wie es hier früher soll Sitte gewesen sein. Im Walde drin steht auch noch eine alte Eiche — kein Mensch weiß, wie alt sie ist — mit einem steinernen Altar darunter, auf dem in alten Zeiten die Heiden ihren Abgöttern Menschen geschlachtet haben. Dort ist er am Liebsten, und da treibt er auch nicht selten um Mitternacht seinen Spuk mit bösen Geistern, was eigentlich gar nicht geduldet werden sollte.“

„Ach was!“ sagte Tobias, der indessen mit Mühler wacker der Flasche zugesprochen hatte, „er schadet doch keinem Menschen damit, und wenn man ihn zufrieden läßt, ist er gut genug; nur manchmal ein Bißchen grob.“

„Wie viel Uhr schlägt das?“ sagte Mühler aufhorchend.

„Eben elf — Zeit genug zum Mittagessen.“

„Ja, aber ich muß fort,“ meinte der Alte, „will meinen Jungen gleich aus der Schule mit

nach Hause nehmen. — Hier, Wirth, meine Zeche — zwei Glas Bier und ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Schnäppse — gerade sieben — seht Ihr, hier sind die Striche — famoses Zeug, der Kümmel — hahahaha, den alten Forstwart müssen wir uns einmal wieder hieher einladen; das ist ein kreuzcurioser Kerl. — Guten Morgen, Tobias, guten Morgen, Sternenwirth — der Kümmel soll leben!" Und seinen Hut gegen die Decke werfend, daß er ihm zurück gerade wieder auf den Kopf fiel, nickte er den beiden, darüber nicht wenig erstaunten Männern huldreich zu, und verließ mit steifen Schritten die Wirthsstube.

---

## 14.

Die Schule war gerade aus, und die Knaben und Mädchen, froh, der engen Stube entronnen zu sein, tummelten sich lustig draußen herum. — In der Thür des Schulhauses aber stand der Lehrer und zog mit voller Brust, nach drei Stunden dunstiger, erdrückender Schulstuben-Atmosphäre, die kalte, frische Luft ein, die von dem See herüberstrich. Die Kleinen, die sich noch etwas im Zimmer aufgehalten hatten, drückten sich scheu und grüßend an ihm vorüber, bogen dann um die Ecke, warfen noch einen Blick zurück, ob er sie nicht mehr sehen könne, und sprangen dann jauchzend den Gefährten nach. — Es war Samstag und heute Nachmittag keine Schule weiter, und die kleinen Kerle wußten das zu würdigen und zu genießen.

Es ist aber doch die Frage, wer sich mehr darüber freute — der Lehrer oder die Schüler —

wenn der erstere auch keine Luftsprünge machte, sondern ernst, mit dem bleichen, abgemagerten Gesichte nach den leichten Wolken hinausschaute, die oben am Himmel ihre freie, lustige Bahn zogen. Auge und Athemzug drängte dem Weiten entgegen, und wie gern, wie froh wäre der Körper ihnen gefolgt! Der aber war gebannt, gefesselt an den engen Raum, an seine Classe, an der Schüler Schaar, und wenn er auch nur wenig, erstaunlich wenig Lohn dafür bekam, die wenigen Thaler brauchte er eben zum Leben und konnte sie nicht entbehren: denn leben wollen wir ja Alle, obgleich viele Leute das auch noch leben nennen, was eigentlich nur existiren heißt.

Heute war Samstag-Mittag, und anderthalb Tage — wenn auch nur kurze Wintertage — freie Zeit lag vor ihm, in denen er seine kranke Brust ausruhen konnte — am nächsten Montag wieder einen neuen Anlauf zu nehmen, sie vollständig zu ruiniren. — Und doch lächelte er, als sein Blick auf die sich von ihm forttummelnde kleine lustige Schaar fiel, die, mit den Büchern unter dem Arm, oder im Ränzel auf dem Rücken, keine Sorgen, keinen Kummer ahnten, wie viel das Schicksal auch vielleicht schon für sie bereit hielt. Er dachte der eigenen Jugendzeit, dachte

der frohen Jahre, die auch er durchlebt, und seufzte nur eigentlich darüber, daß er an frohe Jahre stets so weit zurück denken mußte, wenn er sich ihrer freuen wollte.

Auch die Knechte kehrten von ihrer Arbeit heim, denn die Pferde mußten zwei Stunden Ruhe haben. Vom Gute waren drei Geschirre unten am See beschäftigt gewesen, bei dem jetzigen Frostwetter Schlamm herauszuschaffen und auf die Wiesen zu fahren. Die Geschirre hatten sie unten stehen lassen und ritten nun auf den Sattelpferden, die Handpferde führend, in den Hof zurück, quer über die gefrorene Wiese hinüber, den nächsten Weg einschlagend.

Auf der Straße kam die Erzieherin mit Josephine herunter; sie hatten einen kleinen Spaziergang gemacht, dem aus der Schule kommenden Karl entgegenzugehen, und der Hauslehrer begleitete sie, seinen Schüler gleich in Empfang zu nehmen. Karl hatte sich in der letzten Zeit besonders wild und ausgelassen gezeigt, und der Hauslehrer, ein junger Candidat der Theologie, wußte aus eigener Erfahrung, wie es die jungen Burschen gerade an einem Samstag-Mittag gewöhnlich ausgelassen treiben; es war deßhalb besser, ihm bei Zeiten einen Zügel anzulegen.

Der alte Mühler hatte seinen Neffen schon im Dorfe selber unter dem Schwarm der Uebrigen herausgelesen, sich aber keineswegs Mühe gegeben, den Uebermuth der kleinen fröhlichen Bande zu zähmen. Selber äußerst guter Laune, stieß er, wie er mitten unter die Knaben kam, einen eigenthümlich schrillen Schrei aus, und sammelte dadurch im Nu den ganzen Schwarm um sich.

„Hallo, ihr Kerle!“ rief er jetzt, „gebt Frieden, macht nicht solch' einen Heidenspectakel, daß man seine eigenen Worte nicht hören kann! Heda, was seid Ihr für ungeschickte Jungen!“ wandte er sich plötzlich an zwei, die übereinander wegzuspringen suchten — „kommt einmal her — so müßt Ihr's machen!“

„Hurrah, der Schwiegervater will springen!“ riefen einige der größeren Jungen und drängten sich rasch herbei, und der alte Mühler machte in der That, von dem Branntwein aufgeregt, Anstalt, ihnen eine seiner Künste zum Besten zu geben als etwas Anderes ihre Aufmerksamkeit plötzlich ablenkte.

„Dort! dort! da geht ein Pferd durch!“ schrie der eine der Knaben, und als Alle nach der angedeuteten Richtung blickten, sahen sie, wie eines der herrschaftlichen Pferde, das sich losgerissen

hatte, in voller Flucht über die Wiese nach der Straße zu kam und quer darüber hin wollte.

„Nimm meinen Ranzen, Onkel!“ schrie da Karl, der, ohne ein Wort weiter zu sagen, seinen Ranzen und seine Mütze zu Boden warf und, ehe nur Jemand eine Ahnung hatte, was er wollte, dem durchgehenden Pferde entgegenflog.

„Karl! Teufelsjunge!“ schrie der Alte hinter ihm drein, aber Karl hörte ihn schon nicht mehr. Mit einer Schnelle, die seine Mitschüler besonders in Erstaunen setzte, flog er mehr, als er lief, über die hartgefrorene Straße hin, und traf gerade dort mit dem, wenig seiner achtenden Pferde zusammen, als dieses über den Chausseegraben setzte. Im Nu aber war er an seiner Seite — die linke Hand krallte in seine Mähne, die rechte stemmte er gegen die Schulter des Thieres, und halb im Sprunge, halb von dem bäumenden Pferde emporgerissen, saß er schon auf dessen Rücken, wie es eben an der andern Seite wieder hinaus über die Wiese setzte, dem Walde zuzustürmen.

Der kleine wilde Reiter machte ihm aber bald begreiflich, daß es nicht länger sein eigener Herr sei, sondern folgen müsse, wohin er es lenkte. Kaum auf seinem Rücken, auf dem er sich vollkommen zu Hause fühlte, griff er, mit dem rechten

Beine sich einklammernd, nach dem herunterge=
fallenen Zügel, brachte ihn dem Pferde über den
Kopf und hatte es, ehe es kaum zweihundert Schritte
weiter geflogen war, völlig wieder im Zaum und
in seiner Gewalt.

Zu gleicher Zeit spielte unter der Schuljugend
ein anderes Intermezzo, das die kleine Schaar
kaum weniger belustigte und in Erstaunen setzte,
als der tollkühne Reitersprung ihres Kameraden.

Der alte Mühler nämlich hatte, statt Ranzen
und Mütze seines Neffen aufzuheben, mit halb
zusammengeducktem Körper, beide Hände auf die
Kniee gestützt, den Kopf etwas zurückgebogen, die
Augenbrauen bis in die Haare hineingezerrt, Mund
und Augen weit geöffnet, ihm nachgeschaut. Kaum
aber sah er, daß der Sprung gelungen war, sah,
daß sein Karl sich „nicht blamirt hatte" — wie
er ihm später gestand, daß er gefürchtet —, sah
ihn auf dem Rücken des Thieres, als er plötzlich
ein lautes Hussa! ausstieß. Zu gleicher Zeit
warf er seinen Hut in die Luft, sprang selber
hoch in die Höhe, überschlug sich, zum unsagbaren
Ergötzen der Umstehenden, in freier Luft, kam wie=
der auf die Füße, fing in demselben Moment den
zurückfallenden Hut, ohne ihn mit den Händen zu

berühren, auf der Stirn und stieß dabei ein wahrhaft diabolisches Gelächter aus.

Der Jubel der Schuljugend bei dem Luftsprunge des „Schwiegervaters" läßt sich eher denken als beschreiben. Ueberhaupt wurden ihnen hier zu viel der Genüsse auf einmal geboten, um nicht dabei über die Stränge zu schlagen. Samstag-Mittag, ein durchgehendes Pferd, das Kunststück des Kameraden und nun hier gar der Luftsprung eines Mannes, der bis jetzt, als zum Gute gehörig, nur mit scheuen Blicken von ihnen betrachtet worden und in der That auch nur finster und grämlich zwischen ihnen aufgetreten war — das Alles zusammen schien, wie gesagt, zu viel für sie.

Ein ähnliches Geschrei oder Geheul, wie es die Wilden in Amerika bei plötzlichen Ueberfällen ausstoßen, machte für einen Augenblick die Luft erzittern, und dann brach sich der Jubel der jugendlichen Bevölkerung in einer Unzahl von Purzelbäumen, wie anderen ländlich-gymnastischen Uebungen Bahn.

Aber auch der Erzieherin Josephinens war eine kleine, wenn auch nicht in Thätlichkeiten ausartende Ueberraschung vorbehalten.

Wie nämlich das durchgehende Pferd, kaum zehn Schritte von ihnen entfernt, über die Straße

setzte, und Karl vor ihren Augen auf dessen Rücken sprang, da faßte die Erzieherin erschreckt Josephinens Arm, sie zurück und einer möglichen Gefahr aus dem Wege zu ziehen. Josephine, sich rasch und erregt von ihr losmachend — denn die Scene hatte ebenfalls in ihrem kleinen Herzen all' die früheren lustigen Ritte, das freie, herrliche Leben im Circus zurückgerufen — sagte lachend: „Ich fürchte mich nicht, Mademoiselle, wenn ich die langen unbequemen Kleider nicht anhätte, könnte ich das auch!"

„Du?" rief Mademoiselle Adele erschreckt aus.

„Ich? gewiß. Ich reite so gut wie Charles, und das ist gar nichts, was er da macht. Er sitzt ja auf dem Pferde."

Zum Glück für die Ordnung in Schildheim — denn wer weiß, wie weit der einmal losgelassene Uebermuth der Knaben sowohl, wie des Alten gegangen wäre! — erschien in diesem Augenblick eine Person auf dem Schauplatze, die den Lärmen plötzlich verstummen machte. — Auf seinem Rappen sprengte Baron von Geyseln, der am See heruntergeritten war, zu sehen, wie weit die Knechte mit ihrer Arbeit gekommen wären, unten in den Schwarm hinein, und sein Anruf erschreckte und bändigte zugleich die Schuljugend, die den Baron,

als oberste Herrschaft im Orte, mit ganz besonderem Respect betrachtete.

Aber auch der alte Mühler gerieth, wie er nur den Kopf nach dem Geräusche des herangaloppirenden Pferdes gedreht hatte, fast unwillkürlich wieder in seine gewöhnlich ernsthafte Verbissenheit hinein, hielt sich steif und aufrecht, rückte sich rasch den verkehrt sitzenden Hut zurecht, und gab dem ihm nächsten Jungen, der von dem Gutsherrn noch nichts gesehen hatte, und eben zu einem frischen Purzelbaume ausholte, eine so gut gemeinte Ohrfeige, daß er ihn stolpernd bis über den Weg hinüberschickte.

Georg sprach kein Wort, weder zu den Kindern, noch zu seinem Schwiegervater. Nur einen einzigen finstern Blick warf er dem Alten zu, dann aber, wie er sich aus dem Menschengedränge frei sah, fühlte sein Pferd Sporn und Peitsche, und in gestreckter Carrière flog es die Straße hin, dem ahnungslos vor ihm hergaloppirenden Karl nach.

Dessen Pferd, wie es die raschen Hufschläge hinter sich hörte, wollte allerdings jetzt ebenfalls in ein rascheres Tempo fallen, aber sein junger Reiter, der den Nachfolgenden erkannte, griff ihm erschreckt in die Zügel. Dem Rappen hätte er

auch nicht entfliehen können. In kaum zwei Minuten hatte er ihn eingeholt, und während Georg, der das Kunststück des Knaben von dem Ufer des Sees aus mit angesehen, jetzt dunkelroth vor Zorn im Antlitz, dicht neben ihm sein Thier parirte, hieb er dem zusammenzuckenden Knaben mit voller Wucht die Peitsche über die Schultern, daß dieser mit einem Angst- und Schmerzensschrei seitwärts von seinem Pferde hinunterflog und, was er laufen konnte, quer hin über die Wiese floh.

Georg aber sah sich nicht weiter nach ihm um. Das davon sprengende Pferd rasch einholend und am Zügel fassend, führte er es langsam dem jetzt nicht mehr fernen Gute zu und überließ den anderen, ihm zu folgen.

Zu Hause angelangt, nahm indessen ein wirthschaftliches und noch dazu unangenehmes Geschäft Georg's Aufmerksamkeit gleich so in Anspruch, daß er eine Zeit lang im Hofe aufgehalten wurde.

Ein Knecht hatte nämlich Hafer veruntreut, denselben den Pferden entzogen und verkauft, der Verwalter ihn aber auf der That ertappt, und der Schuldige mußte verhört und bestraft werden. Georg war auch heute nicht in der Stimmung, ihm das Vergehen nachzusehen. Der Bursche wollte allerdings seine That erst noch ableugnen und

dann wenigstens beschönigen, aber es half ihm nichts. Sein Lohn wurde ihm ausgezahlt und er in derselben Stunde mit seiner Kiste, die er auf dem Rücken nach Schildheim hinuntertragen mußte, vom Hofe fortgejagt.

Zum Mittagessen, das bald nachher aufgetragen wurde, kam die ganze Familie zusammen. Selbst Karl hatte sich wieder eingefunden, denn er wußte, daß er nicht fehlen durfte. Der alte Mühler war aber vollkommen nüchtern geworden und blieb sehr kleinlaut, und kein Wort wurde über dem Essen von den Vorgängen des heutigen Tages erwähnt.

Georginen konnte übrigens nicht entgehen, daß irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse. Als sie ihren Gatten deßhalb fragte, schützte dieser allerdings die Angelegenheit mit dem Knechte vor, aber sie ließ sich nicht durch solche Ausrede täuschen; denn wenn das ihn auch verstimmen konnte, hatte es den nämlichen Einfluß doch nicht auch zu gleicher Zeit auf ihren Vater, wie alle Uebrigen, die gar nicht damit in Verbindung standen, ausgeübt. Da Georg indessen selber nichts weiter darüber äußerte, so vermuthete sie, daß er mit ihr allein darüber reden wolle,

und schwieg ebenfalls, und die Mahlzeit verlief düster und lautlos.

Nach Tische verließ Georg die Tafel, ohne ihr das Geringste zu sagen. Er ging mit dem Verwalter in sein Zimmer, das im andern Flügel lag, ihm das Geld für die heutige Ablohnung der Tagelöhner zu überliefern, und der Hauslehrer zog sich ebenfalls zurück, nach Tische ungestört seine Cigarre zu rauchen. Nur die Gouvernante blieb noch zurück, und diese entfernte Georgine bald mit einem Auftrage.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, sah die Frau erst den Vater, dann Karl, der an den Nägeln kauend am Fenster stand, dann Josephinen an, und sagte endlich mit ernster, strenger Stimme, sich ihrer Herrschaft selbst über den Vater bewußt: Was ist heute vorgefallen? — „Ihr habt etwas, das Ihr mir verbergt, und ich will es wissen. Was war es, Vater?"

„Nichts — Alfanzerei!" brummte dieser, indem er ebenfalls zum Fenster trat und an den Scheiben trommelte. „Der Junge da, der Karl, ist hinter einem durchgegangenen Pferde drein gesprungen, hat es eingefangen und ist damit fortgeritten, und er kam dazu und wurde böse darüber — das ist Alles."

„Und ich lasse mich nicht mehr mißhandeln!“ knirschte jetzt Karl, der nur mit Mühe und Noth die vorquellenden Thränen zurückhielt, in verbissener Wuth. „Ich bin alt genug, mir mein Brod selber zu verdienen, und brauche mich nicht hier füttern und — peitschen zu lassen, wie einen Hund!“

„Er hat Dich geschlagen?“ fragte Georgine düster.

„Gepeitscht,“ knirschte der Knabe zwischen den Zähnen — „gepeitscht vor der ganzen Schule! Ich bleibe nicht länger hier, denn ich weiß, wenn er es mir noch einmal thäte, würde ich ihm mein Messer zwischen die Rippen rennen — dem...“

„Du bleibst,“ sagte Georgine mit fester, entschiedener Stimme, „ich selber werde mit Georg reden.“

„Ich begreife gar nicht, warum Vater so böse darüber geworden ist,“ meinte Josephine.

„Höre, Georgine,“ sagte nach einigem Zögern der alte Mühler, der sich nicht ganz sicher wußte, ob Georg seinen eigenen Luftsprung gesehen hatte oder nicht — „laß das — laß das lieber bleiben.“

„Weßhalb?“

„Du weißt, Georg ist heftig und...“

„Er hat kein Recht, den Knaben zu schlagen, weil er ein wild gewordenes Pferd einfängt.“

„Nun ja, die Sache war aber auch eigentlich ein Bißchen anders. Karl ist auf das Pferd hinauf voltigirt, was ihm Georg streng verboten hatte. Dafür hat er ihm Eins mit der Reitpeitsche aufgezählt, das war Alles.“

„Alles? — aber ich bin kein Kind mehr und — kein Pferd,“ rief Karl, nur noch mehr in seinem Trotze beharrend, da er Georginen auf seiner Seite fand.

„Aber Du hattest unrecht,“ sagte der Alte, „Du weißt, Du sollst keine Kunststücke mehr machen.“

„Und wer will es mir wehren?“ rief der Knabe; „wenn mich der Mann als Kind Kunststücke machen ließ und mich besonders dazu anlernte, hat er kein Recht, es mir jetzt, da es ihm nicht mehr paßt, zu verwehren. Ich brauche ihn gar nicht, ich kann ohne ihn leben, und das verdammte Lernen habe ich ohnedies satt. Ich bringe nichts in den Kopf, und in der Schule lachen mich die kleinen Jungen aus, weil ich noch zwischen ihnen sitzen muß. Das thue ich auch nicht länger; ich laufe fort.“

„Du bist ein Esel!“ sagte der Alte trocken; „wo willst Du hin, he?“

„Ueberall hin, ich komme durch," trotzte aber der Bursche. — „Hol's der Böse, so ein Leben hier fortzuführen, halte ich doch nicht aus, und da war's in der freien Reitbahn zehntausend millionenmal besser. Ich komme durch."

„Warte, bis ich mitlaufe," brummte der Alte, „dann kannst Du mit; jetzt aber geh zu Deinem Herrn Doktor und lerne Deine Geschichten, was Du zu lernen hast; das ist gescheidter. Marsch auf mein Zimmer, ich komme selbst gleich nach — da kommt auch schon die Französin wieder. — Nun haltet das Maul, wenn Ihr gescheidt seid, und macht keinen Scandal aus der Sache, daß er nicht noch einmal böse darüber wird. Komm, Karl, heute Abend lassen wir den Hanswurst wieder tanzen, wenn Du brav bist."

Und mit diesen Worten den Knaben bei der Hand ergreifend, zog er ihn mit sich aus der Thür.

Mühler ging mit dem Knaben den Gang hinunter, seiner eigenen Stube zu, als ihnen Georg begegnete. Der Alte wäre ihm gern ausgewichen, aber es war nicht mehr möglich.

„Mühler," sagte Georg ruhig, „ich habe ein paar Worte mit Euch zu sprechen. Karl, geh auf Dein Zimmer — ich hoffe, die heutige Lection wird Dir in's Gedächtniß zurückgerufen haben, meinen Befehlen künftig genauer nachzukommen. Geh nur jetzt — wir brauchen Dich hier nicht" — und er winkte dabei dem Knaben so gebieterisch zu, daß dieser, wenn auch verdrossen, doch scheu dem Befehle Folge leistete. Er wußte recht gut, daß er gehorchen *mußte*.

Georg sah ihm nach, bis er um die Ecke des Ganges verschwunden war, dann sagte er mit wohl gedämpfter, aber finsterer Stimme zu dem Alten, der sich ihm höchst unbehaglich gegenüber

fühlte: „Mühler, Ihr solltet Euch in Eure Seele hinein schämen, solche Streiche zu treiben, wie Ihr heute gethan!“

„Ich? ich weiß gar nicht...“

„Schweigt!“ befahl ihm aber Georg. „Ihr wißt recht gut, was ich meine, denn ich habe Euch gesehen. Versteht Ihr denn nicht besser, als ich es Euch je erklären könnte, die eigenthümliche Lage, in der ich mich hier der Welt gegenüber befinde, und sollte Euch nicht gerade besonders daran liegen, das Verhältniß nicht muthwillig zu stören, ja, zu zerstören, das Euch sowohl wie uns hier Frieden und eine anständige, geachtete Existenz sichert?“

„Ich vergaß mich einmal...“

„Das weiß ich, aber,“ und er hob dabei drohend den Finger, „es darf nicht wieder geschehen. Ihr werdet jetzt, wie es steht, Mühe genug haben, Euch die Achtung im Orte wieder zu sichern, die Ihr durch Euer heutiges Betragen vielleicht auf immer verscherzt habt. Erfahren die Leute erst einmal, was Ihr gewesen seid, dann haltet Euch auch versichert, daß kein anständiger Bauer, von den Gutsherren gar nicht zu reden, mehr Gemeinschaft mit Euch wird haben wollen, denn so viel habt Ihr im Leben draußen doch gewiß gelernt,

daß man über einen Hanswurst wohl lacht, aber nicht mit ihm verkehrt. Noch könnt Ihr es aber vielleicht wieder gut machen; haltet Euch die Leute fern, so viel es geht, und besonders trinkt nicht mit ihnen. Euer Kopf verträgt die starken Getränke nicht, und einmal halb im Rausch, und Ihr seid Eurer Zunge, Eurer Handlungen nicht mehr mächtig. Aber ich denke, ich habe Euch genug darüber gesagt — nur das noch als Warnung: fällt etwas Aehnliches noch einmal vor, so müßt Ihr den Platz verlassen — darauf gebe ich Euch mein Wort, und wie Georg Bertrand sein Wort niemals brach, so breche auch ich es nicht. Ich dächte, Ihr kenntet mich darin."

Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, ließ er den Alten im Gange stehen und schritt nach Georginens Stube. Mühler aber drückte sich rasch um die Gangecke, seinem eigenen Zimmer zu; wie er sich jedoch aus dem Bereiche Georg's wußte, blieb er stehen, schüttelte sich, wie ein Pudel eine Tracht Schläge abschüttelt, und zwar auf eine ihm eigenthümliche Weise, die schon oft die Gallerien zu kreischendem Gelächter gezwungen hatte, daß nämlich alle seine Glieder wie locker am Leibe hingen und hin- und herflogen. — Dann, einen scheuen Blick über die Schulter werfend, ob

die Luft noch rein sei, rieb er sich vergnügt die Hände und lachte still vor sich hin, während er den Gang hinabtrollte.

„Das ist noch gut gegangen — Teufel auch! heute, glaubt' ich, kriegt' ich's dick. Er sieht aber auch Alles, der Cujon — na, warte, Du sollst mich nicht wieder erwischen, mein Schatz, denn fort möcht' ich mich doch auch nicht aus dem bequemen Platz hier jagen lassen."

Georg ging in das Zimmer seiner Frau und fand diese mit gerötheten Wangen und raschen Schritten, die Arme fest verschränkt, auf- und abgehen. Bei seinem Eintritte blieb sie stehen und sah ihren Gatten finster an.

„Was hast Du?" sagte dieser ruhig, die Bewegung der Frau konnte ihm nicht entgehen.

„Was ich habe, Georg," rief Georgine, die diesen Augenblick ersehnt hatte, indem sie nach dem Herzen griff, „einen Schmerz *hier*, einen bittern, nagenden Schmerz, der mir nicht Rast noch Ruhe läßt."

„Das *alte* Leiden?" sagte Georg düster, indem er seinen Hut auf den Tisch warf.

„Ja und nein," lautete die Antwort, „Du selber hast es heute heraufgezwungen!"

„Ich? — wie so?"

„Daß Du den Knaben gemißhandelt, weil er in fröhlicher Jugendlaune einen Augenblick vergaß, welche freie schöne Kunst er einst ausgeübt hatte und jetzt nicht mehr ausüben sollte. Glaubst Du nicht, daß wir den Zwang doppelt fühlen, wenn er auf so rohe Weise in Kraft gehalten wird? Glaubst Du nicht, daß der Stab, der sich bis jetzt nur gebogen, wenn er zu straff angespannt wird, auch brechen könnte?"

„Wenn er das Biegen nicht vertragen kann, mag er brechen," erwiederte mit tiefer, fester Stimme der Mann.

„Georg!"

„Höre mich," fuhr ihr Gatte fort, „denn ich zweifle sehr, daß Du den ganzen Umfang des heutigen Vergehens weißt. Karl hat nicht allein gefehlt, das hätte ich vielleicht verziehen, da er sich bis jetzt gut gehalten, aber Dein Vater selber, wahrscheinlich wieder vom starken Trunke erregt, vergaß sich so weit, daß er mitten im Dorfe, von der ganzen Schule umgeben, seine alten Künste ausübte und sich in der Luft überschlug. Den Jubel, den das von dem alten, bisher so gesetzten Manne erregte, kannst Du Dir denken. Ich kam zum Glücke zufälliger Weise dazu und verhinderte weitern Unfug. Soll ich mein Ansehen, mein

ganzes künftiges Lebensglück, wie das meines Kindes, auf solche ekelhafte Art gefährdet und untergraben sehen? Georgine, Du weißt, wie lieb ich Dich und Euch Alle habe, aber Du kennst mich auch; Du weißt, daß ich Begonnenes auch durchführe, daß, wo ich einmal meinen Willen eingesetzt, ich auch die Kraft besitze, da zu handeln; deßhalb warne Deine Angehörigen. Noch ein solches Vergehen, und die Bande, die mich bis jetzt an sie fesseln, sind unerbittlich, unwiderruflich gelöst."

„Meine Angehörigen? und sind es nicht die Deinen auch?" fragte Georgine scharf.

„Sie sollen es bleiben, so lange sie meinen Anordnungen folgen — nicht einen Augenblick länger."

„Anordnungen? sage lieber Befehlen."

„So nenne es denn Befehle, wenn Du willst."

„Ich weiß es wohl," zürnte die Frau, „Du hast kein Herz für uns. So lange wir Dir Nutzen brachten, waren wir Dir gut, doch jetzt, wo..."

„Halt ein, Georgine," unterbrach sie ernst der Mann, „das ist ein harter, böser Vorwurf, der nicht aus Deinem Herzen kam. Du bist aber jetzt, wenn auch völlig grundlos, gereizt, und wir wollen nicht weiter darüber rechten. Ich habe Deinen Vater freundlich ermahnt, an uns sowohl,

wie an sich selbst zu denken; ich hoffe, das wird für ihn genügen. Karl hat gleich an Ort und Stelle seine Strafe bekommen, und die Sache ist also abgemacht. Willst Du selber noch einmal mit ihnen darüber sprechen, so gehe erst mit Deiner Vernunft zu Rathe, die wird Dich den richtigen Weg schon leiten."

Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer, bestieg unten im Hofe sein schon bereit gehaltenes Pferd und sprengte in den Wald hinaus.

Georgine blieb, wie er sie verlassen, im Zimmer stehen und sah ihm düster nach. Der ungebeugte Charakter des bisher so selbstständigen, verwöhnten Weibes konnte sich dem Zwange noch nicht fügen, der es hier von allen Seiten hemmend umgab. Wohl tauchten wieder jene Gedanken, ihn abzuschütteln, in ihr auf, aber wieder und wieder hielt sie der Gedanke an Josephine zurück, die das verhaßte Gesetz ihren Händen entzog, das Schicksal des Kindes in die Hände des Vaters legend.

Allerdings hatte sie schon in ***, ehe sie dem Willen des Gatten nachgab, Alles versucht, sich Recht in ihrem Sinne zu verschaffen. Sie selber war zu den besten Advocaten der Stadt gegangen, ihren Beistand in dieser Sache zu erfra-

gen und für sich zu sichern. Sie alle aber hatten ihr einfach das in diesem Falle wirklich einmal nicht anders zu deutende Gesetz vorgelegt, das keinen Ausweg offen ließ: Bis zum siebenten Jahre blieb, bei einer Scheidung der Gatten, das Kind der Mutter, damit diese über das zarte Alter desselben wachen konnte; nach dem siebenten Jahre aber wurde es dem Vater, als seinem eigentlichen Erhalter und Ernährer, anvertraut, und es hätte der Beweise bedurft, daß dieser dessen Erziehung nicht leiten und bestreiten konnte, um es zu Gunsten der Mutter umzuändern — Beweise, die sie in diesem Falle unmöglich bringen konnte. Sie sah sich deßhalb gezwungen, nachzugeben — nachzugeben, vielleicht zum ersten Male in ihrem ganzen Leben, und das vergaß sie deßhalb schon dem Gatten nie.

Georg sprengte indessen in den Wald, das Herz voll von trüben, drückenden Gedanken; denn nie mehr, als gerade in diesem Augenblicke, fühlte er die Last, die mit den Ueberresten seines frühern Lebens hereinragte in sein jetziges edleres Sein.

Wie war es möglich, daß er den alten Mann, den er verachtete, von sich abschütteln konnte, ohne Georginen im tiefsten Herzen zu verwunden — und that er es nicht, wer bürgte ihm dafür, daß

nicht bei nächster Gelegenheit der Mensch, der nun einmal zur Hefe des Volkes gehörte, seine eigene Stellung im neuen bürgerlichen Leben durch irgend einen tollen Streich untergraben, ja, rettungslos zerstören könne? — Und was dann? Hatte er nicht die Pein seiner frühern Existenz kennen gelernt? War nicht der Schleier von seinen Augen gefallen, durch den geblendet er jenen wilden, zügellosen Stand nur stets im rosigsten und schönsten Lichte gesehen? Dahin konnte er nicht zurückkehren, ohne, wie er recht gut fühlte, geistig und moralisch zu Grunde zu gehen, und machte es ihm hier die Verbindung mit jenen alten Ketten, in der er durch den frühern Possenreißer seiner Bande gehalten wurde, nicht doch am Ende auch noch unmöglich, seinem Ziele fest und unverzagt entgegenzustreben?

Er fühlte selber nicht, wie der Rappe, von Schenkeldruck und Sporn getrieben, in sausendem Ritt mit ihm die Straße entlangflog. Der Wind aber kühlte seine heißen Schläfe, die rasche, kräftige Bewegung that ihm wohl, und seinem feurigen Thier den Zügel lassend, sprengte er mit ihm dem nächsten breiten Holzwege folgend, gerade in den Wald hinein. Hier aber mäßigte der Rappe selber seinen Schritt; der Weg war rauh und hart

gefroren, und die zarten Hufe des edlen Thieres nicht an solche Bahn gewöhnt. Und als auch hierin der Reiter ihm volle Freiheit ließ, blieb es endlich schnaubend und mit dem schönen Kopfe auf- und niederfahrend auf einer Waldblöße stehen, wo ein Jäger, die Flinte vor sich auf den Knieen, auf einem gefällten Baume saß und jetzt erst, als er den Nahenden erkannte, aufstand, ihn achtungsvoll zu begrüßen.

Es war der alte Forstwart Barthold, und Georg's Blick haftete unwillkürlich lange und mit einem eigenen Interesse auf den gefurchten eisernen Zügen des Greises, um dessen Schläfe der kalte Nordwind die von den Jahren zu Schnee gebleichten Locken jagte.

„Setzt auf, Alter, setzt auf," sagte er endlich hastig, als sein Geist zu den Gegenständen um ihn her zurückkehrte, „das ist kein Wetter, mit entblößtem Kopfe zu stehen, und noch dazu in Euren Jahren!"

Der Alte neigte sich leise und gehorchte dem Befehl.

„Und was macht Ihr hier?" fuhr Georg fort, indem er abstieg, den Nacken seines Thieres klopfte und ihm dann den Zügel auf den Sattel legte; „kommt, geht mit mir ein Stück durch den Wald;

mein Pferd ist etwas warm geworden, und ich möchte es nicht stillstehen lassen."

„Ich hab' hier in der Gegend ein Eisen für eine wilde Katze gestellt," erwiderte der Forstwart, indem er sich an der Seite Georg's hielt, aber nicht ohne einiges Erstaunen sah, daß diesem der feurige Rappe lammfromm und wie ein Hund folgte.

„Giebt es deren hier?"

„Selten einmal eine, aber sie kommen doch zu Zeiten vor und thun dann gar erschrecklichen Schaden unter den lieben Waldthieren. Es ist blutdürstiges, unersättliches Zeug, das Katzengeschlecht, und Wolf und Fuchs reichen ihm nicht das Wasser. — Nur der Mensch treibt es manchmal noch schlimmer als sie."

„Und so haltet Ihr den Wolf für besser als den Menschen," lächelte Georg, der schon von den Eigenheiten des Alten gehört hatte, und der sich jetzt freute, einmal so allein mit ihm zusammengetroffen zu sein — vertrieb es ihm doch auch die bösen Gedanken, die sein Hirn peinigten und seine Seele quälten.

„Gewiß thu' ich das," erwiderte leise der Mann. „Der Wolf ist ein wildes Thier, ohne weitern Verstand, als den, den ihm der liebe Gott gegeben hat, seine Beute zu beschleichen."

„Ihr meint den Instinct.“

„Den mein' ich nicht, ich meine Verstand,“ beharrte der Alte; „Instinct ist ein Wort, das prächtig für die Art von Leuten paßt, die in den Städten die dicken Bücher schreiben, und deren eigener Verstand still steht, wenn sie einmal zu uns in den Wald kommen und das Leben und Treiben der Thiere zu sehen kriegen. Wir aber, die wir eben diese Thiere näher kennen, wissen das wohl besser. Glauben Sie z. B., gnädiger Herr, daß Ihnen das kluge Pferd da etwa nur aus Instinct folgt?“

„Ein Pferd? nein, das hat gewiß Verstand.“

„Schön, das sagen Sie, weil Sie näher mit ihm bekannt geworden sind; würden Sie meine lieben Waldthiere so gut kennen lernen, so fänden Sie gar bald, daß wir es denen noch viel weniger absprechen dürfen. — Der Mensch aber, was ich vorhin sagen wollte, hat seinen vollen Verstand und Geist und Vernunft und Seele, und wie er es sonst noch nennt, vom lieben Gott erhalten, und *wie* gebraucht er das Alles nur zu oft!“

„Und nur die wilde Katze setzt Ihr noch an bösartigen Eigenschaften *über* den Menschen?“ lächelte Georg.

„Vielleicht hab' ich unrecht,“ sagte der Alte,

aber ich kann mir einmal nicht helfen, wenn ich die Katzen mehr als anderes wildes Gethier hasse und verabscheue. Aber gerade sie, mehr als Schuhu und Raubvögel, zerstören mir im Frühjahr die junge Brut meiner lieben kleinen Singvögel, und wenn ich dann so ein armes Thierchen neben seinem zerrissenen Restchen sitzen und trauern und die zerbrochenen Eierschalen unter dem Baume liegen sehe, dann überläuft's mich immer, ich weiß eigentlich selber nicht, wie, und ich schwör's den Katzen, Mardern und Iltissen zu, daß sie mir's büßen sollen für alle Zeit — wo ich sie nämlich erwischen kann."

„Und Ihr habt die Singvögel so gern, Forstwart?"

„Ja, gnädiger Herr, und mit Recht," sagte der alte Mann, und es war fast, als ob seine Stimme bei den Worten zitterte. — „Die kleinen Waldsänger sind mir die liebsten Thiere in der Welt; vielleicht, weil es die einzigen Freunde sind, die ich in der Welt habe," setzte er langsamer hinzu, „und bei denen wäre es denn schon nichts mehr als Schuldigkeit, daß man ihnen wieder Anhänglichkeit bewiese. Haben sie doch auch Niemanden hier weiter wie mich, der ihren Feinden nachstellt und sie schützt und beschirmt, wo es noth thut."

„Und weiter habt Ihr keine Freunde, Bartholds?"

„Keine weiter," sagte der alte Mann und schüttelte dazu langsam den greisen Kopf."

„Aber der Graf hat mir sehr freundlich von Euch gesprochen und Euch mir warm empfohlen."

„Der Herr Graf ist ein wackerer, braver Herr," meinte der Forstwart, „und ich werde ihm ewig danken, was er an mir gethan — mehr, als Sie und jemand Anderes wissen können; — aber — den Herrn kann ich doch nicht zu meinen Freunden zählen."

„Nicht? — und weßhalb?"

„Lieber Gott, weßhalb? Der Herr Graf ist mir ein lieber und gnädiger Herr — aber er ist eben ein Herr, und noch dazu ein recht vornehmer, wenn auch wohlwollend und herablassend, und da kann mit unser einem von Freundschaft nicht die Rede sein. Unter Freunden, mein gnädiger Herr, verstehe ich zwei Theile, die vor einander kein Geheimniß haben, die einander mittheilen, was sie freut, was sie drückt, die einander helfen, wo sie können — nicht nur der eine Theil dem andern, sondern auch umgekehrt, und die beisammen ausharren in Freud' und Leid — so lange eben dieses morsche Leben noch zusam-

menhält, und das Herz nicht aufgehört hat zu schlagen."

„Aber unter der Bedingung, Forstwart, dürft Ihr die Vögel des Waldes, und wenn sie noch so lieb und freundlich singen, doch nicht zu Euren Freunden zählen, denn Ihr mögt ihnen so viel klagen und gestehen, wie Ihr wollt, ihr Mund bleibt stumm für Euch, und mit der Hülfe und dem Beistande, die sie Euch leisten könnten, sieht es auch nur windig aus."

„Meinen Sie, gnädiger Herr?" sagte der alte Mann und lächelte dabei gar still und heimlich vor sich hin; „aber da hätten Sie sich doch vielleicht geirrt, denn nicht allein verstehen die Vögel mich, wenn ich bei ihnen einmal hier draußen dem gedrückten Herzen Luft mache, nein, ich verstehe sie eben so gut, ob die paar Zurückgebliebenen mir nun im kalten Winter ihr Leid, oder im Sommer den Verlust eines lieben Angehörigen klagen, oder mir im Frühling die heimkehrenden Wanderer ihren Jubel, ihre Seligkeit entgegenzwitschern. — Sie, gnädiger Herr, sind eigentlich seit langer, langer Zeit der Erste, mit dem ich wieder darüber rede, weil — weil mich etwas zu Ihnen zieht, dem ich keine Worte geben kann, für das ich eigentlich keine Ursache habe.

Früher, ja, sprach ich mich offen darüber gegen Jeden aus, aber mein Lohn war, daß ich von dem unwissenden Volke verlacht und ausgespottet wurde. Da behielt ich, was ich wußte, lieber für mich, und zog mich mehr und mehr nur auf mich selbst zurück."

„Und Ihr glaubt wirklich, daß Ihr die Sprache der Thiere verstehen könnt — daß sie Euch wieder verstehen, wenn Ihr mit ihnen sprecht?"

„Ich glaube es nicht nur," sagte zuversichtlich der alte Mann, „ich weiß es ganz gewiß. Stunden lang hab' ich schon draußen auf der Wiese bei den Störchen gesessen und mir von ihren Reisen erzählen lassen — Stunden lang dem muntern, manchmal ein Bißchen leichtfertigen Stieglitz zugehört, und was meine alte treue Amsel betrifft, die mir eigentlich die Liebste ist von Allen zusammen, so verstehen wir Beide wohl jede Sylbe, die wir mit einander reden."

„Die Amsel ist Euch die Liebste?" fragte Georg, der unwillkürlich Interesse an den Phantasien des alten Mannes nahm.

„Gewiß," erwiderte dieser. „Die Amsel ist eines von den bescheidenen, anspruchslosen Wesen in der Welt, die trotz ihres eigenen Verdienstes, eben ihrer Zurückhaltung wegen, es doch nirgends

zu was Ordentlichem bringen und stets zurückgesetzt und übersehen werden. Und wie treu hält sie bei uns in Frost und Kälte aus; wie bescheiden hüpft sie in ihrem anspruchslosen schwarzen Kleidchen einher, und was für eine lieblich grüne Stimme hat sie dabei!"

„Eine grüne Stimme?" fragte Georg, dem dieser Ausdruck neu war.

„Allerdings," versicherte der alte Mann, „und zwar das ganz bestimmte junge Waldesgrün, wenn ihm der Frühling seinen ersten Saft gegeben — nicht ein Mischmasch von Farben, wie der Finke mit seinem Violet, oder der Zeisig gar mit seinem schmutzig gelben Ton — ein reines, schönes, helles Grün, das mit seinem lieben Klange meine alten Ohren auch noch erfreut, wenn der Winter schon lange das wirkliche Grün von den Zweigen gefegt und seine weiße Schneedecke über den Wald gebreitet hat."

„So beurtheilt Ihr den Gesang der Vögel nach den Farben?"

„Gewiß thue ich das," versicherte der Greis, „und nirgends zeigen sich mir die Farben deutlicher, als eben im Gesange. Die Grasmücke singt roth, aber kein brennend schmerzendes Roth wie der Canarienvogel, sondern sanft und doch leuch-

tend, wie ich nur einmal in meinem Leben am nördlichen gestirnten Himmel habe Strahlen schießen sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau — dunkelblau wie der Nachthimmel selber, daß man die Beiden kaum von einander unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes wundervolle Korngelb der reifen Aehren, das Rothschwänzchen ein allerliebstes bläuliches Grau, die Schwalbe weiß, der Nußheher, der spöttische Gesell, ein tiefes Schwarz, ich mag den geschwätzigen hirnlosen Burschen auch deßhalb nicht besonders leiden; die Drossel singt dunkelgrün, und fast alle Farben finden sich unter den Sängern des Waldes, alle, mit ihren leisesten Schattirungen — nur nicht hellblau. Kein Vogel, und das ist etwas, worüber ich schon oft und lange nachgedacht, singt hellblau, und nur ein einziges Mal, und zwar eine einzige Nacht, habe ich eine Nachtigall gehört, die hellblau sang, und das war das schönste Himmelblau, das man sich nur denken kann."

„Und nie wieder hat sie gerade so gesungen?" fragte Georg, den, er wußte selber nicht weßhalb, ein eigenes Gefühl der Theilnahme für den Greis beschlich.

„Nie wieder," sagte der alte Mann leise, „es war ihr Sterbelied gewesen, denn am nächsten

Morgen fand ich sie todt in demselben Busche — todt und unverletzt, und habe sie auch dort, wo ich sie fand, nachher begraben. — Ich werde den Tag nie vergessen; es war derselbe Morgen, an dem die Kinder wieder von hier abreisten, und wie ich da drüben unter dem Busche bei dem todten Vogel saß, liefen mir die hellen Thränen die Backen herunter. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob ich über den Vogel oder über die Kinder geweint habe, die ich — wenigstens beide zusammen — nicht wiedersehen sollte."

Der alte Mann schwieg und sah still und traurig vor sich nieder, und auch Georg wagte im ersten Augenblicke nicht die Stille zu unterbrechen. Von welchen Kindern sprach der Greis, und war es nicht etwa gar die eigene Jugend, die an das Herz dieses alten, starren Waldbewohners geklopft und die Erinnerung darin zurückgelassen hatte? — Er mußte darüber Gewißheit haben.

„Was für Kinder, Forstwart?" fragte er mit so viel Gleichgültigkeit als möglich im Tone.

„Das eine können Sie, gnädiger Herr," sagte da der alte Mann, „es ist unser gnädigster Herr Graf, den Gott uns noch recht lange erhalten möge. — Wie hübsch und schlank und kräftig der emporgeschossen ist, und wie viel Freude er schon

seiner braven Frau Mutter gemacht hat, daß sie wohl stolz auf ihn sein darf!“

„Und das andere?“ fragte Georg nach sichtlichem Widerstreben, als der alte Mann hartnäckig schwieg — „was ist aus dem andern geworden?“

„Da fragen Sie den lieben Herrgott!“ seufzte der alte Mann, „der andere Knabe war sein Bruder. — Auf ein Haar fast glichen sich die beiden jungen Herren, und so wild und lebenslustig waren sie, und so gut, so engelgut dabei! Der jüngste besonders war ein herzig Kind — ich sehe ihn noch vor mir mit den langen dunkeln Locken und den großen sterngleichen Augen — und ich durfte mit ihnen durch den Wald gehen und ihnen das Wild zeigen, und die Stellen, wo die saftigsten Erdbeeren wuchsen, und der kleinste faßte mich dann an der Hand und fragte mich, wie hoch der Himmel noch über den hohen Bäumen sei, und ob es wahr wäre, daß die Sterne dort droben die Augen von lieben Engelchen wären, die herabschauten auf die Kinder, ob sie auch brav und gut wären und ihren Eltern Freude machten? — Und dann erzählte er mir von seinem Vater, daß er gestorben und zum lieben Gott gegangen sei und sie, die beiden Knaben, mit der

Mutter hier allein zurückgelassen habe, und — Gottes Zorn!" murmelte der alte Mann vor sich hin, und wandte sich ab von Georg, denn er schämte sich vor dem Fremden, daß ihm, selbst in der Erinnerung an jene Zeit, die sein Herz mit einer eigenen Wehmuth erfüllte, die Thränen in's Auge gekommen waren.

Georg aber, der ihn mit schmerzlicher Spannung beobachtete, war das nicht entgangen, wenn er auch that, als ob er es nicht bemerke; hatte er doch Mühe genug, die eigene Rührung niederzukämpfen. Endlich, sich gewaltsam zwingend, sagte er leise: „Und von dem andern Knaben habt Ihr nie wieder — den andern Knaben habt Ihr nie wieder gesehen?"

„Nein," erwiderte der Alte; „damals blieben sie acht Wochen bei uns, und kein Tag verging, wo wir uns nicht zusammen hier draußen herumgetummelt hätten. Ein paar wilde Burschen waren es alle Beide, und tolle Streiche haben wir mitsammen ausgeführt. Der jüngste besonders — der kleine Tollkopf konnte mit mir machen, was er wollte — schien sein Herz an mich gehängt zu haben. Auf mir geritten ist er sogar, oft und oft, und hat mir dann versprochen, wenn er einmal groß wäre, wollte er mich zu seinem

Stallmeister, und Gott weiß was sonst noch machen. — Dann gingen sie fort, und ich blieb hier zurück — als Forstwart, Waldläufer oder was Sie wollen. — Ein paar Mal noch ließen mich die Knaben, besonders der kleine Georg — er hieß wie Sie, gnädiger Herr, Georg — grüßen, dann war auch das vorbei. Ich selber vergaß die Kinder wohl nicht, denn wenn man so ganz allein steht auf der Welt, vergißt man nicht so leicht etwas, an dem das Herz einmal so gehangen, wie ich an den Kindern, besonders an dem jungen Herrn. Während aus den Knaben aber Männer wurden, hörte ich endlich, daß der eine — mein armer kleiner Georg — Deutschland ganz verlassen habe und — in der Fremde gestorben sei, und da konnte ich denn natürlich nichts weiter thun, als — um ihn trauern."

„Und habt Ihr seinen Bruder nie nach ihm gefragt?" sagte endlich nach langer Pause, während die beiden Männer schweigend neben einander hingeschritten waren, Georg.

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe. „Das ging nicht gut," meinte er; „sollte ich die Wunde im Bruderherzen wieder aufreißen? Und ich war froh und glücklich, daß ich wenigstens den Einen wieder hatte und mir in dessen heiteren, männ=

lich schönen Zügen das Bild des Andern herauf-
rufen und festhalten konnte. Die Jahre sind auch
drüber hingegangen, und wie der Hügel auf dem
Grabe des längst Entschlafenen eingesunken sein
wird, sind meine Wangen eingefallen, ist mein
Haar gebleicht, und ich dachte kaum, daß ich noch
einmal so lebhaft wieder an ihn denken würde,
bis — bis Sie neulich, gnädiger Herr, mit un-
serem gnädigen Grafen in den Hof einritten."

„Ich?" rief Georg, und suchte die Bewegung
zu verbergen, die seine Stimme zittern machte.

„Ja," sagte der Greis, und unwillkürlich suchte
sein Blick dabei den des Begleiters, „wie ich Sie
Beide da zusammen und neben einander, in all'
der Kraft männlicher Schönheit, Beide einander
so ähnlich, und doch auch wieder so verschieden,
auf einmal vor mir sah, war es plötzlich, als ob
eine Stimme in meinem alten Innern spräche:
da sind sie — die Zeit ist wiedergekommen, die
du so heiß ersehnt; er ist nicht todt, der kleine
Georg, sondern zurückgekehrt, wie er es mir als
Kind, seine kleine Hand in der meinen, fest ver-
sprochen. — Ich hatte mich doch geirrt; und nur
daß Sie Georg heißen, ist ein merkwürdiger Zu-
fall. Zwanzig Jahre sind freilich eine lange, lange
Zeit; aber, lieber Gott! mein altes Herz hat sich

doch geirrt, denn was man eben wünscht, erhofft man ja auch gern."

„Und Ihr habt den Knaben also noch nicht vergessen, Barthold?"

„Ich? — das Kind? nein, mein gnädiger Herr. Ich weiß nicht, weßhalb — es war nicht mein Kind, und ging mich auch weiter nichts an, als daß es eben der Herrschaft gehörte und vielleicht einmal später selber mein Herr geworden wäre; denn uns alten Dienstboten geht es wie dem Inventar auf den Gütern, zu dem wir auch mit gehören — wir wechseln die Besitzer. Aber ich glaube, der kleine Bursch hatte es mir damals mit seinen klugen, treuen Augen angethan, — vielleicht mit einer Kleinigkeit, die aber bei uns Menschen oft wunderbaren Einfluß ausübt."

„Und die war?"

„Ich hatte die Kinder gebeten, mich — ich weiß eigentlich selber nicht, weßhalb, bei meinem Vornamen Franz zu nennen, der Aelteste aber, unser gnädiger Herr Graf jetzt, der auch schon ein Bißchen besser mit den Leuten umzugehen wußte, konnte oder wollte es sich nicht merken und nannte mich nicht anders als Barthold oder Forstwart. — Der kleine Georg aber — Sie dür-

fen es mir nicht übel deuten, daß ich ihn noch so nenne, denn für mich ist er der „kleine Georg" geblieben, alle Zeit — that mir den Willen und nannte mich Franz, und einmal, wie er Abschied von mir nahm, hat er mich sogar geküßt, und von der Zeit an, wo ich die Kinder in die große Kutsche steigen und mir noch einmal mit den Tüchern winken sah, war es mir, als ob Alles, was ich noch auf der Welt mein nenne, mit dem Kinde auf Nimmerwiedersehen geschieden sei. — Aber, lieber Gott! ich schwatze und schwatze da von Dingen, die Ew. Gnaden unmöglich interessiren können. Halten Sie es einem alten Manne zu Gute, dem es überdies selten genug gestattet ist, sein Herz einmal einem Nebenmenschen auszuschütten. Ich fühle, daß ich Sie gelangweilt habe."

„Das habt Ihr nicht, Barthold," sagte Georg, der gewaltsam die in ihm aufsteigende Rührung niederkämpfen mußte, um sich nicht zu verrathen. „Ihr habt mir überdies vorhergesagt, daß Ihr Euer Herz nur Euren Freunden gegenüber öffnen möchtet, zählt mich dazu von jetzt an, ich meine es gut mit Euch. Nehmt meine Hand, sie ist Euch gern geboten, wenn ich auch — Euer

kleiner Georg nicht bin — für den Ihr mich gehalten."

„Gnädiger Herr," sagte der alte Forstwart verlegen, indem er schüchtern seine Hand in die ihm dargebotene Rechte seines Begleiters legte — „Sie sind so gütig ..."

„Wohin führt dieser Weg?" unterbrach ihn jetzt Georg, der das Gespräch abzubrechen wünschte, denn er vermochte nicht länger, dem Alten gegenüber, kalt und gleichgültig zu scheinen.

„Mitten in den Wald," lautete die Antwort; „ich muß tausend Mal um Verzeihung bitten, wenn ich Sie einen falschen geführt habe. Wir sind hier gleich an der Grenze, und ich wollte eigentlich nur nach einem Fuchsbau sehen; ich habe gar nicht daran gedacht, daß Sie ..."

„Es schadet nichts; ich habe nur einen Spazierritt gemacht, und jede Richtung bleibt sich da gleich. Aber ich will jetzt umkehren. Adieu, Barthold, sorgt nur hübsch für Eure kleinen gefiederten Freunde, die Singvögel, denn ich habe sie ebenfalls gern, und — wenn Ihr einmal etwas habt, das Euch auf dem Herzen liegt und das andere Hülfe verlangt, als sie Euch gewähren können, dann kommt ungescheut zu mir. Wenn

es irgend in meinen Kräften steht, helfe ich Euch. Lebt wohl."

Mit den Worten wandte er sich zu seinem Pferde, das auf sein Zeichen rasch herbeigetrabt kam, schwang sich in den Sattel und ritt langsam den Weg wieder zurück, den er mit dem Alten heraufgekommen.

Barthold blieb noch lange, wie ihn Georg verlassen hatte, im Wege stehen und schaute ihm schweigend nach, dann setzte er seine Pelzmütze, die er beim Abschied abgenommen, wieder auf und murmelte leise, während er sich jetzt in den Wald wandte: Gerade so würde mein kleiner Georg wohl auch zu seinem alten Freunde gesprochen haben; gerade so sähe er vielleicht auch aus, aber — du lieber Gott! alter Franz, was hilft es dir? er ist es ja doch nicht, und wenn er wiedergekommen wäre? — wer weiß, ob er dann noch so freundlich mit dem alten Forstwart, der eben doch nichts weiter als ein Forstwart ist, gesprochen hätte, und dann — dann hätt' es mir freilich noch viel, viel weher gethan, als so, wo er gar nicht wiedergekommen ist. — Und leise noch viel mehr vor sich hinsprechend, und langsam dazu mit dem Kopfe nickend, verfolgte er seinen Weg.

16.

Georg ritt langsam den Weg, den er gekommen, zurück, das Herz aber mit anderen Gedanken erfüllt als denen, die er so toll und wild auf schnaubendem Rosse in den Wald hinausgetragen. Es war die Jugendzeit, die liebe, holde Jugendzeit, die wieder vor seinem innern Blicke emportauchte, und doch auch brachte sie kein Lächeln auf die zusammengepreßten Lippen, doch drängte sie keine Freudenthräne in das fest und starr auf dem Wege haftende Auge.

Erst als sich der Wald lichtete, sah der Reiter wieder auf, und durch seine Umgebung zur Gegenwart zurückgeführt, lenkte er sein Pferd hinter dem Dorfe weg, unten am See nach seinen Arbeitern zu schauen. Er fühlte sich noch nicht ruhig genug, nach Hause zurückzukehren.

Die Straße selber, als er sie endlich erreichte, war heute außerordentlich belebt, und er erinnerte sich jetzt gehört zu haben, daß an diesem Abende

im Stern zu Schildheim eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Die einzige Tochter des Wirthes heirathete hinüber nach Oledorf, und der Vater hatte beschlossen, die Feierlichkeit mit einem solennen Schmause und Tanze zu beschließen, zu dem eine Menge Verwandte und Gäste aus Oledorf sowohl, wie aus Schildheim selber geladen waren.

Eine Strecke hinter dem Dorfe sah der Reiter einen Knäuel Menschen auf der Straße stehen, die um ein umgeworfenes Fuhrwerk versammelt waren. Fast unwillkürlich lenkte er sein Pferd dorthin und entdeckte bald einen vornehm aussehenden Herrn, der in Reisekleidern neben einem zerbrochenen Wagen stand. Das linke Hinterrad war in Stücken, augenscheinlich an einem der Wegsteine zerschellt, und lag im Straßengraben, während ein Kutscher mit Hülfe des Bedienten und einiger gefälligen Bauern bemüht war, das Riemenzeug der Pferde wieder in Ordnung zu bringen. Der Reisende selber bekümmerte sich jedoch weder um Pferde noch Wagen, sondern schien nur damit beschäftigt, seinen etwas beschmutzten und sogar beschädigten Rock wieder zu reinigen, wie die Stöße, die sein Hut, wahrscheinlich beim Herausfallen aus dem Wagen, erhalten hatte, ungeschehen zu machen.

Durch die Umstehenden, die Georg kannten, wurde er jedoch auf den Nahenden aufmerksam gemacht, und wandte sich jetzt höflich gegen diesen.

„Herr von Geyfeln, wie ich höre ist das Ihr Name, ich bedaure sehr, mich Ihnen in dieser Situation und diesem Zustande vorstellen zu müssen; mein Name ist Baron von Zühbig, und ich bin hier auf abominable Art mit meinem Geschirr erst fest und dann auseinander gefahren. Könnten Sie uns nicht helfen lassen, daß wir wenigstens mit dem Wagen das dort liegende Dorf erreichten?"

„Das kann ich allerdings, Herr Baron," erwiderte Georg, „und es thut mir leid, daß Sie der Unfall hier betroffen hat. Ich begreife freilich nicht, wie es auf der breiten trockenen Straße möglich war."

„Ein Leiterwagen voll junger Bauern kam in gestreckter Carrière hinter uns drein," erzählte der Baron. „Die jungen übermüthigen Burschen, die wahrscheinlich zu irgend einem Feste zogen, jauchzten und schrieen und schwenkten die Hüte, meine Pferde scheuten dadurch etwas zur Seite, das Vorderrad vermied jenen Stein, aber das Hinterrad wurde dagegen gerissen, brach wie Glas

und warf mich in diesem Zustande, wie Sie mich hier erblicken, in den Graben hinein."

„Ich bedaure Sie innig; die Leute haben heute im Dorfe eine Hochzeit und sind dabei gern ein wenig laut; aber ich darf Sie nicht länger als nöthig hier auf der Straße lassen. Dort drüben arbeiten meine Leute — die Hinterräder Ihres Wagens sind ziemlich hoch, ich denke, eines von meinen Schlammwägen kann Ihr Geschirr wenigstens bis zum Dorfe bringen, und dort werde ich Sorge tragen, daß Ihr Schade, trotz der Hochzeit heute, augenblicklich wieder verbessert wird. Entschuldigen Sie mich nur auf wenige Minuten, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Und damit wandte er sein Pferd und ritt in scharfem Trabe über die Wiese hinüber der Stelle zu, wo seine Leute arbeiteten, diese zur Hülfe des beschädigten Wagens herbeizuholen. Er kehrte auch bald mit ihnen zurück. Das Fuhrwerk wurde wieder so weit in Stand gesetzt, die kurze Strecke bis zum Dorfe wenigstens zusammenzuhalten, und Georg, der sein Pferd jetzt am Zügel führte, schritt neben dem Fremden auf der Straße hin.

Er selber kam aber dabei nicht viel zu Wort; der Fremde, der außerordentlich wißbegierig schien, richtete hundert Fragen an ihn, ohne ihm jedoch

Zeit zu lassen, auch nur *eine* genügend zu beantworten, und interessirte sich besonders dafür, zu erfahren, ob es hier in nächster Nähe nicht irgend eine Stadt oder ein Städtchen gäbe, das er heute Abend noch erreichen könnte und in denen Theater gespielt würde.

Das war allerdings *nicht* der Fall, und der Fremde, der, wie es schien, um *den* Preis seinen zerbrochenen Wagen sehr gern für heute im Stiche gelassen haben würde, sah sich jetzt genöthigt, diesem wieder seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Sie hatten nämlich das Dorf erreicht, und der Schmied erklärte sich mit dem Wagen- oder Stellmacher, wenn auch im Anfange nach entschiedenem Weigern, endlich bereit, die nöthige Reparatur *sofort* vorzunehmen, und daß die Leute rasch arbeiten würden, dafür bürgte Georg die Hochzeit, zu der sie Beide eingeladen waren.

Jetzt galt es, dem Fremden Unterkommen im Gasthause zu verschaffen; das war aber entschieden unmöglich und jedes Winkelchen im Hause, bis in die Ställe hinein, besetzt. Nicht einmal Kutscher und Pferde konnten dort untergebracht werden.

So ungern es Georg gerade bei einem Fremden that, sah er sich doch endlich genöthigt, ihm

für die Nacht — denn an ein Weiterreisen ließ sich nicht denken — seine Gastfreundschaft anzubieten, die indessen von dem Fremden, wenn auch erst nach scheinbarem Sträuben und tausend nichtssagenden, meist französischen Phrasen von „Stören“ und „zur Last Fallen,“ angenommen wurde. Den Wagen hatte man indessen den betreffenden Handwerkern übergeben, der Kutscher führte die Pferde in das Gut voran, der Bediente folgte mit dem Nöthigsten, was sein Herr für die Nacht brauchte — und das war mehr, als er allein tragen konnte — das übrige Gepäck hatte der Wirth in sein eigenes Zimmer gestellt, und die beiden Herren schritten jetzt ebenfalls plaudernd zum Gute hinauf, wo Georg die Wirthschafterin rufen ließ und ihr auftrug, augenblicklich eines der Fremdenzimmer für den Gast herzurichten.

Das war bald geschehen, und Baron von Zühbig wurde in Stand gesetzt, seine Toilette mit ängstlichster Sorgfalt, wie er es stets gewohnt war, zu vollenden. Bis dahin konnte auch das Abendbrod bereitet sein, und zwar heute nur für die beiden Gatten und den Fremden. Der alte Mühler hatte gebeten, auf seinem Zimmer essen zu dürfen, und die Erzieherin trank überdies jeden Abend mit Josephine den Thee auf i h r e m Zimmer.

Georgine war von dem unerwarteten Besuch rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden und eben mit ihren Anordnungen in Küche und Keller, wie mit ihrer eigenen Toilette fertig geworden, als Herr von Zühbig, von Georg geführt, ihr Zimmer betrat und sich ihr mit seiner zierlichsten Verbeugung nahte.

„Gnädige Frau, ich muß unendlich bedauern, wenn auch die unschuldige, doch die Ursache zu sein, die Sie heute Abend Ihrer gewohnten Bequemlichkeit und ungestörten Häuslichkeit entreißt, einem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, aber Ihr Herr Gemahl war…“ Er blieb plötzlich mitten in seiner Rede stecken und sah die Dame erstaunt und forschend an, die aber ruhig lächelnd erwiderte:

„Lassen Sie sich das nicht stören, Herr Baron. Wir auf dem Lande sind einmal darauf eingerichtet, Nachbarn und Freunde, die uns besuchen, auch bei uns zu beherbergen. Freilich müssen Sie Nachsicht mit uns haben, denn die Zeit war ein wenig kurz.“

„Gnädige Frau — ich,“ stammelte Herr von Zühbig, „ich weiß wirklich nicht — ob ich — ob ich nicht schon früher das — das Vergnügen hatte…“

„Der Baron wird fürlieb nehmen,“ unterbrach ihn Georg, „ein Reisender ist darauf eingerichtet, oft in irgend dem ersten, besten Wirthshause zu campiren, und die Bequemlichkeiten sind dort auch nicht immer ausgesuchter Art. Im Stern unten hätten Sie es keinesfalls besser gefunden, und wahrscheinlich noch außerdem die ganze Nacht vor tobender Musik kein Auge schließen können.“

„Gewiß — gewiß,“ stammelte der Baron, „aber — Sie verzeihen wohl meine Zudringlichkeit — doch nein, es ist nicht möglich — und doch — Herr von Geyfeln — Sie müssen mich wahrhaftig entschuldigen — diese — diese...“

„Was ist Ihnen? Sie scheinen ganz außer sich zu sein!“ sagte Georg.

„Das bin ich auch,“ rief von Zühbig, indem er abwechselnd jetzt bald Georginen, bald Georg staunend und immer noch ungewiß anstarrte, „wahrhaftig, gnädige Frau — ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob ich auf dem Kopfe oder auf den Füßen stehe. Ich würde das Ganze auch nur für einen charmanten, feenhaften Traum halten, wenn Ihre beiden Persönlichkeiten, Ihre klangvolle Stimme mich nicht eines Bessern belehrten; — aber ich muß Sie schon früher einmal gesehen haben — wenn auch unter anderem, wahr=

scheinlich angenommenem Namen. Wenn nicht, haben Sie Beide entweder Doppelgänger, oder es besteht eine Aehnlichkeit zwischen vier verschiedenen Personen in der Welt, die ich bis zu diesem Augenblicke nicht für möglich gehalten hätte."

Georgine erröthete leicht und sah ihren Gatten an. Georg's Brauen aber zogen sich finster zusammen, und kaum fähig, seine Fassung zu behalten, sagte er: „Es finden sich oft Aehnlichkeiten auf der Welt, Herr Baron, die uns im Anfange stutzig machen — es giebt deren auch, die schmeichelhaft — andere, die es nicht sind. Das Beste ist, man läßt sich nicht von ihnen beirren, und nimmt das Leben, wie es sich eben bietet, ohne darüber nachzugrübeln."

Irgend ein anderer Mann, in des Barons Stelle, hätte sich vielleicht den ziemlich deutlichen Wink genügen lassen, Herr von Zühbig aber, mit dem entzückenden Gefühl, für die Salons und deren Klatsch eine neue superbe Entdeckung gemacht zu haben, und von der Identität der vor ihm Stehenden dabei fest überzeugt, hörte, sah und verstand nichts weiter.

„Wenn ich Ihnen nur gestehen dürfte, wie glücklich ich mich fühle, Ihnen hier in Ihrer reizenden Einsamkeit begegnet zu sein!" fuhr er fort,

als er sah, daß Georgine verlegen schwieg; „ich segne jetzt den Unfall mit meinem Wagen, der mich auf keiner passendern Stelle hätte auf's Trockene setzen können.“

„Und mit wem haben wir Aehnlichkeit, Herr Baron?“ sagte in diesem Augenblicke Georg's tiefe Stimme an seiner Seite.

„Mit wem?“ fuhr Herr von Zühbig rasch und beinahe etwas erschreckt herum und starrte seinen Wirth verblüfft an. Dessen Ruhe machte ihn nämlich in seiner Entdeckung wieder schwankend, und wenn er auch auf Georginens Gesicht mit gutem Gewissen hätte schwören mögen, so war ihm das ihres Gatten doch keineswegs so sicher im Gedächtniß geblieben, darin jeden Irrthum außer Zweifel zu lassen. — „Mit wem, Verehrtester? oh, mit — aber, hahahaha — Sie wollen doch nicht etwa — Ihr Name ...“

„Georg von Geyfeln.“

„Von Geyfeln? — Georg? — oh gewiß — außer allem Zweifel. Ich bitte, mich um Gotteswillen nicht mißverstehen zu wollen. Der frühere Name war jedenfalls angenommen — ein Kunstname. Wir haben das ja bei der Bühne alle Tage und ich — darf wohl mit Recht von mir sagen, daß ich selber mit zur Kunst gehöre.“

„Sie selber? wie verstehe ich das?" fragte Georg, dem der Fremde eben nicht wie ein Künstler vorkommen mochte.

„Ich bin," stellte sich Herr von Zühbig vor, „General-Intendant des ***schen Hoftheaters, wo ich — wenn ich nicht jetzt an ein Wunder glauben soll — das Glück hatte, durch Sie Beide in reine Ekstase versetzt zu werden. Sie — aber, bester Baron, machen Sie kein solch' ernsthaftes Gesicht — Sie bringen mich wirklich in — in Ungewißheit und Gewißheit — ich fange schon an, ganz confus zu reden — zur Verzweiflung."

„Am ***schen Hoftheater?" sagte Georg, immer noch in der, wenn auch vergeblichen Hoffnung, den Fremden von seiner Beute für Thee- und Abend-Unterhaltung abzulenken.

„Bitte um Verzeihung — nicht im Hoftheater, sondern im — aber Sie wahrhaftig brauchen sich Ihrer Erfolge nicht zu schämen — gnädige Frau, was Sie auch immer bewogen haben konnte, auf eine Zeit Ihr enormes Talent dem Publicum zu widmen, in diesem Augenblicke..."

„Habe ich das Vergnügen, Ihnen in ihr meine Frau, Baronin von Geyfeln, vorzustellen," unterbrach ihn Georg kalt.

„Ungemein erfreut," stotterte Herr von Zühbig,

der dabei nicht einmal wußte, was er sprach, „ungemein in der That — gnädige Frau, erlauben Sie mir, daß ich..." er nahm ihre Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an die Lippen.

„Und jetzt, denke ich, wird ein Imbiß wohl bereit sein," rief Georg wieder mit lebendigerem Tone, denn er wünschte, dieser fatalen Auseinandersetzung ein Ende zu machen. „Der Baron wird nach seiner langen Fahrt und seinem Unfalle hungrig geworden sein. Hast Du bestellt, mein Kind, daß wir hier oben in Deinem Zimmer essen?"

„Ja, es ist Alles angeordnet und wird gleich gebracht werden," sagte die Frau, die sich an der Verwirrung des Fremden ergötzte, ohne im Geringsten das Peinliche zu fühlen, das ihres Gatten Herz beengte; „aber bitte, Herr Baron, nehmen Sie doch Platz. Sie müssen Sich ja nach der heutigen Anstrengung ermüdet fühlen."

„Ja wohl — ich? — bitte um Verzeihung — mit dem größten Vergnügen," sagte von Zühbig vollkommen außer Fassung gebracht. Daß er sich den beiden Kunstreitern Monsieur Bertrand und Georginen gegenüberbefand, darauf hätte er in dem einen Augenblicke den höchsten körperlichen Eid ablegen mögen, während er im andern durch

Georg's ernstes, abgemessenes Wesen fast wieder schwankend gemacht worden wäre. Dazu kam die veränderte Kleidung der Beiden, die andere, fremde Umgebung, und dann der Name — von Geyseln. Es gab ein Geschlecht von Geyseln — Herr von Zühbig war viel zu sehr Edelmann, nicht den ganzen deutschen Adels-Katalog im Kopfe zu haben, und war wirklich der Edelmann ein Kunstreiter oder der Kunstreiter ein Edelmann geworden, oder bestand zwischen vier sich einander gar nichts angehenden Personen eine solche frappante Aehnlichkeit — daß selber er — der General-Intendant des ***schen Hoftheaters getäuscht werden konnte?

Herr von Zühbig ließ sich auf das Sopha neben Georginen nieder, und saß dort wie auf Nadeln, bis ihn die Fragen der schönen Frau nach seiner Reise und dem heutigen Unfalle wieder zu sich selber brachten. Er erzählte jetzt, wie er Urlaub in *** genommen, trotzdem, daß seine Anwesenheit dort dringend nöthig sei, denn er fürchte, daß am dortigen Theater, selbst während seiner kurzen Abwesenheit, die größten Mißgriffe geschehen würden. Nothwendige Familien-Geschäfte hatten ihn aber nach Norden gerufen, und er selber war nur der angenehmen Pflicht gefolgt, bei einer im Innern des Landes lebenden Schwester,

der Gräfin Hostenbruk, Gevatter zu stehen. Von da kehrte er eben zurück — Herr von Geyfeln kannte gewiß die in Mecklenburg ziemlich ausgebreitete Familie Hostenbruk — und während er im Anfange geglaubt habe, daß ihm sein böser Stern heute einen fatalen Aufenthalt zugezogen, finde er jetzt — und er setzte das mit seinem süßesten Lächeln hinzu —, daß es sein guter gewesen sei, dem er nicht genug danken könne.

Einmal im Zuge, war auch keine Gefahr, daß Herr von Zühbig ein anderes Thema berühren würde, als sich selber, und als er das erschöpft zu haben schien, brachte ein einziges hingeworfenes Wort Georg's, das Theater berührend, ihn in eine neue Bahn, aus deren Geleisen er nicht mehr wich, bis das Essen hereingebracht wurde.

Auf eine einladende Bewegung Georg's hatte Herr von Zühbig eben der Dame des Hauses den Arm geboten, sie zu ihrem Stuhl zu führen, als Josephine in das Zimmer kam und sich gegen den Fremden verneigend sagte: „Mama, ich habe mein Musikheft hier liegen lassen!"

„Mademoiselle Josephine, bei Zeus!" rief Herr von Zühbig erstaunt aus.

Josephine sah staunend von ihm zu ihren Eltern, der finstere Blick des Vaters aber ließ sie

die Scene rasch durchschauen, und wieder sich graciös verbeugend, gewissermaßen wie um für Nennung ihres Namens zu danken, ergriff sie das vergessene Heft und verschwand im nächsten Augenblicke aus dem Zimmer.

„Bitte, diesen Platz einzunehmen, Herr Baron," sagte indessen Georgine, während der General-Intendant noch immer auf derselben Stelle stand und hinter dem jungen Mädchen wie hinter einer Erscheinung drein sah.

„Entschuldigen Sie," erwiderte verlegen Herr von Zühbig, und sein Blick streifte über die beiden Gatten. Wenn aber auch Georgine ihre volle Unbefangenheit gewahrt hatte — denn ihr selber machte es sogar Freude, die Erinnerung an sich und ihre Tochter so bewahrt zu sehen —, konnte sich der Baron doch nicht gut über den finstern Ernst täuschen, der auf „Monsieur Bertrand's" Zügen lag. Zu viel Weltmann dabei, einen so argen Mißgriff zu begehen, als jetzt noch einmal das Thema zu berühren, das, wie er fühlen mußte, seinem Wirthe wenigstens kein angenehmes war, erwähnte er der neuen Bestätigung, die er in seinem ersten Erkennen durch Josephinens Erscheinen gewonnen hatte, mit keinem Worte, und warf sich jetzt, vielleicht mit etwas nur zu großem Eifer,

auf ein Gespräch über Ackerbau und Viehzucht, das ihm vollkommen fern lag und von dem er kein Wort verstand. Georg aber war ihm dennoch dafür dankbar und ging rasch darauf ein. Trotzdem herrschte ein Mißton in der Unterhaltung, die unter diesen Umständen nicht natürlich fließen konnte. Der eine Theil verschwieg etwas, von dem der andere schon zu viel Kenntniß erlangt hatte, es ungeschehen zu machen, und wenn auch das Gespräch bald auf die Jagd, dann auf die Nachbarschaft und die Unterhaltung im Winter hinüberwechselte, ließ sich der heitere Ton darin nicht wiederfinden.

Herr von Zühbig sehnte deßhalb die Zeit herbei, in der er sich auf sein eigenes Zimmer zurückziehen konnte, und Georg kam ihm darin unter dem Vorwande zuvor, den reisemüden Gast nicht zu lange die nöthige Ruhe und Bequemlichkeit entbehren zu lassen. Am nächsten Morgen beim Frühstück wollte man sich wieder treffen, und bis dahin war auch der Wagen, wie sich Georg indessen schon hatte erkundigen lassen, wiederhergestellt, damit die Reise ungesäumt fortsetzen zu können.

So früh indessen Herr von Zühbig an diesem Abend zu Bett gegangen war, so früh war er am

nächsten Morgen wieder auf und — unten im Dorfe. Nicht aber um nur nach seinem Geschirr zu sehen — das würde er unter anderen Umständen allein seinem Kutscher oder Bedienten überlassen haben, — sondern in einer Sache, die für ihn weit größere Wichtigkeit hatte: über die Geyseln'sche Familie nämlich so viel Nachrichten als möglich einzuziehen.

Schon beim Schmied erfuhr er denn auch zu seinem unbegrenzten Erstaunen, daß das Gut Schildheim der Familie Geyerstein gehöre und Herr von Geyseln nur der neue Pächter sei, der mit dem Grafen von Geyerstein vor noch nicht sehr langer Zeit hier eingetroffen wäre. Weiter vermochte ihm aber der Schmied keine Auskunft zu geben, und eben so wenig der Wagenmacher, das ausgenommen, daß der „gnädige Herr" noch außer seiner Tochter den Vater seiner Frau und einen Knaben, einen Neffen oder Vetter, bei sich habe.

So viel einmal erkundschaftet, gelüstete es Herrn von Zühbig jetzt außerordentlich, noch mehr zu erfahren, denn daß die Residenz bei solcher Neuigkeit auch die kleinsten Details von ihm verlangen würde, verstand sich wohl von selbst; aber es gelang ihm nicht. Selbst der Wirth, der, als er

den Stern betrat, nach durchschwärmter Nacht eben sein Bett verlassen hatte und ihn gähnend in Pantoffeln und Schlafpelz mitten im Hausflur begrüßte, wußte keine nähere Auskunft, und Herr von Zühbig hätte noch mit Vergnügen — trotz seiner dringenden Geschäfte zu Hause — einen Tag in Schildheim zugegeben, seine Chronique scandaleuse zu vervollständigen, wenn ihm nur, dem Baron von Geyfeln gegenüber, der geringste haltbare Grund dafür eingefallen wäre. Das ging jedoch nicht an; der Wagen war leider fix und fertig; sein Diener hatte das Gepäck schon vom Gute heruntergebracht und eben begonnen, es wieder aufzuladen, und er mußte sogar eilen, daß er zu der bestimmten Zeit oben beim Frühstück eintraf.

Hatte er übrigens gehofft, hier noch einmal mit Georginen zusammenzutreffen, so sollte er sich darin getäuscht sehen. Georg empfing ihn allein und benachrichtigte ihn, daß sich seine Frau, eines leichten Unwohlseins wegen, entschuldigen ließe, zu so früher Stunde an ihrem Mahl Theil zu nehmen. Das Frühstück wurde dann fast schweigend eingenommen, und Georg begleitete danach seinen Gast in das Dorf hinunter, ihn sicher und schnell unterwegs zu sehen.

„Herr von Geyfeln," sagte hier, als sie das

Dorf fast erreicht hatten, der Baron, indem er sich zu seinem Begleiter wandte, „ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen genug für die mir so herzlich erwiesene Hülfe und Gastfreundschaft danken soll. Ich wollte nur, daß Sie selber mir einmal Gelegenheit gäben ...“

„Sie haben ein Mittel, Herr Baron,“ unterbrach ihn freundlich Georg, „und noch dazu eins, das den Dank ganz und gar auf meine Schultern werfen würde.“

„Oh, bitte, nennen Sie es!“ rief von Zühbig rasch. „Sie glauben gar nicht, wie Sie mich dadurch verpflichten würden.“

„Es ist sehr einfach,“ lächelte Georg, aber er fühlte selber, wie er sich Zwang anthun mußte, unbefangen zu scheinen. „Wir sind uns, wie Sie gestern ganz richtig bemerkten, nicht zum ersten Male in diesem Leben begegnet.“

„Nicht wahr?“ rief von Zühbig rasch und entzückt über diese Bestätigung.

„Es wäre thöricht, das verläugnen zu wollen,“ fuhr Georg ruhig fort. „Was mich dabei bewogen haben mag, eine Zeit lang die frühere Laufbahn zu verfolgen, kann dem Fremden, der kein weiteres Interesse als das einer flüchtigen Bekanntschaft an mir nimmt, vollkommen gleichgültig sein. Jetzt

aber bin ich in das gesellschaftliche Leben, mit dem frühern abschließend, zurückgetreten, und wie ich hier still und abgeschieden von der Welt, fast mit Niemandem verkehrend, lebe, möchte ich die frühere Existenz auch als abgeschlossen betrachten. Sie werden mich also außerordentlich verbinden, Herr Baron, wenn Sie, der Zeit gedenkend, die Sie mit uns verlebt, sich nur erinnern wollten, daß ich von Geyseln heiße. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß weder ich noch meine Gattin stolz auf unsere früheren Triumphe sind. Einen Monsieur Bertrand, den ich früher kannte, habe ich vollständig vergessen, — wollen Sie das Nämliche versuchen?"

„Mit dem größten, innigsten Vergnügen, bester Freund!" rief Herr von Zühbig rasch und herzlich. „Ich selber muß nur noch tausendmal um Pardon bitten, daß ich vielleicht durch irgend eine indiscrete Frage..."

„Die Sache ist abgemacht," lächelte Georg, die dargebotene Hand ergreifend; „unter Männern ist nichts weiter nöthig, und ich kann Ihnen jetzt mit gutem Gewissen sagen, daß ich mich von Herzen freue, im Stande gewesen zu sein, Ihnen den kleinen, unbedeutenden Dienst zu leisten. — Aber hier sind wir bei Ihrem Wagen; etwas plump ist

das Rad gemacht, doch müssen Sie mit unseren Dorfarbeitern schon fürlieb nehmen. Jedenfalls *hält* es, und Sie können Ihre Reise ungehindert fortsetzen."

„Also nochmals meinen *wärmsten* Dank, und wenn ich Ihnen in *** vielleicht irgend etwas..."

„Ich danke freundlichst," wehrte Georg ab. „Sie kennen unsern Vertrag, und nun glückliche Reise."

„Bitte, empfehlen Sie mich noch Ihrer Frau Gemahlin auf das Unterthänigste, und wenn Sie je wieder nach *** kommen sollten..."

„Es wird nicht geschehen; wäre es aber, so würde ich mir erlauben, Sie aufzusuchen."

„Sie würden mich außerordentlich glücklich machen — Alles in Ordnung, Jean?"

„Alles, gnädiger Herr!"

„Schön — zufahren — also adieu, lieber Baron, adieu!"

Georg neigte sich leicht, als der Wagen, von einem Theile der Dorfjugend umstanden, vorüberrasselte, und Herr von Zübbig unterließ nicht, noch mehrmals freundlichst aus dem Wagen nach dem Zurückbleibenden hinauszuwinken.

Georg blieb auf der Straße stehen und sah ihm nach, bis das leichte Fuhrwerk um die nächste Ecke verschwunden war. Dann schritt er langsam, seinen eigenen Gedanken nachhangend, auf das Gut zurück.

---

17.

Der letzte Abend war nicht allein oben im Gute, sondern auch in Schildheim ein sehr ereignißreicher gewesen, denn die Verheirathung von des Sternenwirthes einziger Tochter, der hübschen Kathrine, bildete schon an und für sich eine Aera in dem sonstigen Stillleben des kleinen, abgeschiedenen Ortes. Der Sternenwirth hatte sich aber auch noch außerdem an dem Abende sehr splendid gezeigt, und der Tanz, neben anderen theils vorbereiteten, theils zufälligen Genüssen, bis nahe zum Morgengrauen gedauert; mit ihm natürlich das Zechen und Jubiliren.

Der alte Mühler wäre mit Karl gern ebenfalls an dem gestrigen Abende in's Dorf hinuntergegangen, nur der Vorfall des Morgens hielt ihn ab, denn er wußte recht gut, daß Georg nicht damit einverstanden war, und wollte ihn nicht noch böser machen. Auch Karl durfte nicht fort,

und wenn etwas, so erbitterte das den jungen bis dahin keines Zwanges gewohnten Burschen nur noch mehr.

So saß er um eilf Uhr Mittags etwa — Georg war schon lange wieder auf das Gut zurückgekehrt — und arbeitete auf seiner Stube, dem alten Onkel gegenüber, an dem auf den Hof hinausführenden Fenster, kaute an den Nägeln und baute und verwarf Plan nach Plan, sich diesem, ihm unerträglich werdenden Leben zu entziehen. Da ertönte plötzlich unten auf dem Hofe lustige Musik — die Kirche war aus, und die Musikbande, die gestern Abend im Stern aufgespielt, war hinauf auf's Gut gezogen, sich dort ein Trinkgeld zu verdienen. — Mit ihnen aber — und Karl fuhr mit einem Freudenschrei von seinem Sitz empor — waren wunderlich und phantastisch gekleidete Gaukler gekommen, die in kurzen Jacken und eng anliegenden Tricots zum Takte der Musik auf dem Hofe und vor den Fenstern Georg's ihre Künste begannen.

Einer hatte Stelzen an die Füße geschnallt, womit er zur Musik einen Walzer tanzte und andere Capriolen ausführte; ein Anderer überschlug sich und kugelte sich, Brust und Bauch nach außen, wie ein Ring zusammen, und der Dritte lief an

einer freistehenden kurzen Leiter hinauf, auf deren oberster Sprosse er dann mit großer Geschicklichkeit seine Künste ausführte.

„Bei Gott, Onkel!" rief Karl jubelnd aus, „da unten ist Müllheimer, Hentz und Bentling — komm rasch — Hentz macht sein Leiterkunststück — siehst Du dort?"

„Alle Teufel!" murmelte der Alte in den Bart, „was wollen die denn hier, und wo kommen sie her? Ob sie wissen, daß Georg das Gut bewohnt?"

„Schwerlich," lachte Karl, „sonst hätten sie wohl kaum ihre Kunststücke im Hofe gemacht, sondern wären gleich von vorn herein heraufgekommen. Die werden Augen machen!"

„Was willst Du thun?" rief der alte Mühler erschreckt, als Karl eben im Begriff war, das Fenster zu öffnen.

„Ich?" sagte der junge Bursche erstaunt, „sie anrufen, natürlich; ich soll doch wohl meine alten Freunde und Kameraden bei Euch hier nicht auch noch verläugnen und nicht mehr kennen dürfen?"

„Du bist rein verrückt!" rief der Alte, bestürzt dazwischenspringend. „Na, das Donnerwetter und das Halloh von dem da drüben möcht' ich sehen, wenn der dazu käme. Wenn Du nicht absolut willst, daß er uns Beide noch heute am Tage

zum Tempel hinausjagt, so geh' vom Fenster und thu' gar nicht, als ob Du die da unten siehst."

Karl war leichenblaß vor verhaltenem Grimme geworden, aber er ließ es geschehen, daß ihn der Alte beim Handgelenk vom Fenster zog und das Rouleau herunterließ, jedes weitere Hinaussehen zu verhindern. Er selber blinzte nur eben einmal hinter der Gardine vor, und sah gerade, wie der alte Verwalter auf die Leute zuging, ihnen ein Geldstück gab und sie vom Hofe schickte.

Das Geschenk mußte auch ein ziemlich reichliches gewesen sein, denn die Gaukler schienen sehr erfreut. Desto weniger zufrieden waren aber die Leute vom Hofe damit, die sich schon um sie hergedrängt hatten und ihnen jetzt, als sie den Hof verließen, meist in das Dorf hinab folgten, dort vielleicht noch mehr von den fabelhaften Künsten zu sehen zu bekommen.

Noch stand er am Fenster und sah ihnen nach, als die Thür aufging und Georg eintrat.

„Das ist recht, Mühler," sagte er, als er die niedergelassene Gardine bemerkte. „Ich weiß nicht, durch welchen Zufall, aber einige unserer alten Bekannten haben, wahrscheinlich auf der Durchreise, ihren Weg bis zu uns hieher gefunden. Ihr seid, wie ich sehe, vernünftig genug, Euch fern von ihnen

zu halten, überdies werden die Burschen Schildheim jedenfalls heute wieder verlassen. Ich brauche Euch also nicht weiter zu ermahnen, Euch heute lieber zu Hause zu halten, damit Ihr ihnen nicht etwa zufällig in den Weg liefet."

„Denke gar nicht dran, auszugehen," brummte Mühler, „und will selber mit ihnen gar nichts zu thun haben."

„Ich habe es von Euch nicht anders erwartet," sagte Georg, „und auf den jungen Burschen da werdet Ihr mir auch ein wachsames Auge haben. Ich hoffe, Karl, daß Du verstanden hast, was ich eben sagte?"

„Ja," erwiderte der junge Bursche, sich gleichgültig abdrehend, — „wenn ich's nicht wieder vergesse."

„Nicht wieder vergesse?" fragte Georg scharf, „ich ersuche Dich, Geselle, Dein Gedächtniß anzustrengen, oder Du möchtest das nächste Mal nicht wieder so leicht davon kommen. Ich will, daß Du es nicht vergissest, und das merke Dir, Patron, sonst sprechen wir ein anderes Wort zusammen. Ich werde überhaupt — doch genug," brach er kurz ab, „es wird keine weitere Warnung nöthig sein, denn Du weißt selber am Besten, Karl, was Dir gut ist und was Du von mir zu hof-

fen — oder zu fürchten hast.“ Mit diesen Worten verließ er rasch das Zimmer.

„Verdammt, ob ich das nicht weiß,“ fluchte der junge Bursche, als die Thür kaum hinter dem Forteilenden zugefallen war, — „besser als Du es vielleicht denkst, mein Herz, und daß ich es thun werde, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Karl,“ warnte ihn der Alte, „sei vernünftig und mach' keine dummen Streiche. Georg läßt nicht mit sich spaßen.“

„Ob er's thut oder nicht, was kümmert's mich!“ trotzte der Knabe. „Wenn Du Lust hast, Onkel, seinen Knecht und gehorsamen Diener zu machen und dafür das Gnadenbrod zu nehmen, gut — Du bist alt genug, zu wissen, was Dir zusagt, ich aber vertrage es nicht. Er hat gesagt, ich wisse, was mir gut sei, und ich will ihm dieses Mal wenigstens beweisen, daß er sich nicht geirrt.“

„Was hast Du vor?“ sagte der alte Mann besorgt, als Karl seine Mütze aufgriff, „Du darfst jetzt nicht fort.“

„Darf ich nicht?“ lachte der junge Bursche, der ihm unter den Händen fort und zur Thür glitt, „und wer will mich hindern?“ und mit den Worten schon verschwand er im Gange draußen.

„Karl!" rief ihm der alte Mühler besorgt nach; Karl aber war nicht mehr zurückzurufen, und mit dem Gute und dessen Ausgängen genau bekannt, lief er in die untere Etage hinab, sprang von da in den Garten, Georg in diesem Augenblicke nicht zu begegnen, und gelangte ungesehen, wenigstens ungehindert, in das Dorf hinab.

Dort brauchte er auch nicht lange nach seinen früheren Kameraden zu suchen. Ein Volkshaufe, der sich vor dem Wirthshause schreiend und lachend umherdrängte, verrieth ihm augenblicklich die Stelle, wo die drei „Künstler" eine rohe Schaar von Zuschauern entzückten und unterhielten, hätte selbst nicht Hentz schon wieder auf der Spitze der Leiter, den Kopf nach unten, die Beine in die Luft gestreckt, hoch über die ihn umgebenden Dörfler hinausgeragt.

Karl hatte auch vom Fenster aus ganz recht gesehen. Es waren in der That jene drei jungen Burschen, die früher zu ihrer Gesellschaft gehörten und bei der Auflösung derselben brodlos in die Welt geworfen wurden. Wie sie indessen ihr Leben gefristet, zeigte sich deutlich in dem gegenwärtigen Possenspiel auf offener Straße, und Karl schämte sich fast, sie hier vor allen Leuten anzureden. Aber sprechen wollte und mußte er mit

ihnen — er wußte überdies, daß die Mittagszeit sie zwingen würde, ihre Künste einzustellen, denn hier und da entfernten sich schon einzelne der bisherigen Zuschauer, ihren eigenen Wohnungen und gedeckten Tischen zuzueilen.

Karl hatte sich darin auch nicht geirrt. Die Glocke des kleinen Kirchthurmes hob kaum aus, ihre zwölf Male anzuschlagen, als die Zuschauer, die bis jetzt einen festen Ring um das Künstler-Trifolium geschlossen, nach allen Richtungen hin auseinander stoben, und ohne daß Einer von ihnen daran gedacht hätte, die doch jedenfalls eben so hungrigen Aequilibristen einzuladen, ja, ohne selbst das Geringste für den gehabten Genuß zu zahlen, waren sie im nächsten Augenblicke spurlos verschwunden.

„Alle Teufel!" rief der Eine von ihnen, Hentz, der diesen plötzlichen Rückzug aus der verkehrten Vogelperspective von der Leiter aus mit angesehen, indem er mit einem geschickten Satz herunter und auf die Füße kam, — „wie die Canaillen laufen, und Du, Müllheimer, läßt sie auch fort, ohne einzusammeln!"

„Da sammle Du einmal," brummte der Angeredete, „wenn bei derartigem Gesindel, noch dazu an einem Sonntage, die Freßglocke schlägt!

Aber nach Tische will ich sie schon wieder zusammenkriegen, und dann sollen sie doppelt dafür bluten. — Wetter — wer ist denn das, der da drüben steht? — das Gesicht kommt mir so bekannt vor."

„He, Rother, wie geht's?"

„Charles! bei allen sieben Todsünden!" rief der bei seinem Spottnamen Angeredete erstaunt aus; „alle Hagel, Junge, wo kommst Du auf einmal wie aus den Wolken hergeschneit?"

„Davon nachher," sagte Karl, dem nicht daran lag, hier auf der Straße ein langes Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. „Kommt in's Wirthshaus nach — ich werde dort etwas für Euch zu essen bestellen" — und ohne eine Antwort abzuwarten, bog er in die nach dem Stern führende Gasse ein und überließ es seinen früheren Gefährten, ihm, der willkommenen Einladung nach, so rasch mit ihren verschiedenen Utensilien zu folgen, wie sie eben konnten.

Es war drei Viertel auf ein Uhr — pünktlich um ein Uhr wurde Sonntags auf dem Gute gegessen — als Karl, eben so heimlich, wie er sich entfernt, durch das in den Garten führende Saalfenster mit Hülfe einer in der Nähe lehnenden Stange zurückstieg und seines Onkels Zimmer betrat.

„Na, da ist er — Gottlob!" sagte dieser. „Ich fürchtete wahrhaftig, er hätte dumme Streiche gemacht. — Es ist gleich Eins, Junge."

Karl's Blick haftete auf Georginen, die in der Mitte der Stube, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, stand und starr vor sich niedersah, ohne von dem Eintretenden die geringste Notiz zu nehmen.

„Ja Onkel," erwiderte Karl ruhig, ohne den Blick von der Frau zu wenden, „und wahrscheinlich auch das letzte Mal, daß ich es hier werde Eins schlagen hören."

„Bist Du toll?" rief Mühler erschreckt.

Georgine sah rasch und forschend zu ihm auf, Karl aber, ohne sich im Geringsten irre machen zu lassen, entgegnete: „Nichts weniger als das, Onkel; ich habe im Gegentheil heute, wie ich glaube, meinen Verstand erst wieder gefunden, und bin nicht gesonnen, mich hier länger knechten und mißhandeln zu lassen, um zu leben, wie es

einem Dritten gefällt, während ich draußen mein eigener, freier Herr sein kann. Die Kameraden gehen nach Altona, wo sich ein neuer Circus unter dem berühmten Royazet etablirt hat. Royazet zahlt brillante Gagen, und wenn Georgine mit Josephine bei dem einträte, könnte sie..."

„Royazet?" unterbrach ihn Georgine emporfahrend, und tiefes Roth färbte in dem Augenblicke ihre Wangen, „weißt Du das gewiß?"

„Gewiß," erwiderte Karl bestimmt, „Müllheimer, Hentz und Bentling sind eben dorthin unterwegs. Royazet hat sich mit dem größten Theile seiner frühern Gesellschaft veruneinigt, oder sonst Schwierigkeiten mit ihnen gehabt, denn sie sind ihm fast alle von London aus nach Australien durchgegangen. Hier allerdings bekommen wir nichts zu hören noch zu sehen, draußen aber hat's in allen Zeitungen gestanden, daß er eine neue Gesellschaft gründen will, um mit ihr nach Rußland zu gehen, und deßhalb alle namhaften Künstler auffordert, sich an ihn zu wenden."

„Aber ich habe keine einzige solche Aufforderung in den Zeitungen gelesen," sagte Georgine.

„Das glaube ich," lachte Karl erbittert, „wer liest sie zuerst? Georg, und was wir nicht wissen sollen, das weiß er gut genug zu unterschlagen.

Erst vorgestern kam ich gerade dazu, wie er die neue Zeitung in den Ofen steckte, und meinen Kopf setze ich zum Pfande, daß in der die nämliche Aufforderung stand."

„Von Royazet will er überhaupt nichts wissen," meinte Mühler nachdenklich, „und Du kennst den Grund gut genug, Georgine, denn er ist eifersüchtig, wie der Teufel auf ihn. Aber wenn er wirklich die Zeitung verbrannt hätte, hat er doch nur recht damit gehabt. Was nützt es uns hier, zu wissen, daß sie da draußen in der Welt noch lustige Streiche treiben! Wir haben nichts mehr damit zu thun."

„Meinst Du, Onkel?" rief Karl, „wenn Du wirklich eine solche Schlafmütze geworden bist, Dich ruhig unter dem Daumen halten zu lassen..."

„Junge," lachte der Alte, ich bitte mir mehr Respekt aus..."

„So magst Du es thun," fuhr jedoch Karl unbekümmert fort.

„Er hat recht," fuhr Georgine dazwischen, „wenn ich so wenig hätte, was mich hier bindet, wie er, nicht drei Tage hätte ich den Zwang ertragen."

„Den Henker auch," sagte knurrend der Alte,

„er hat seine ganze Familie hier, und wenn ihn die nicht bindet, was sonst?"

„Wenn die von der Familie, an denen mir etwas liegt, gescheidt sind," entgegnete Karl, „so machen sie es gerade so wie ich, und lassen den alten Brummbär seine Felder hier allein düngen. Zum Henker, wenn Georgine zu Royazet käme, der stellte sich auf den Kopf vor lauter Freude, und auf den Händen würde sie dort getragen, von den Leuten, wie vom Publicum."

„Na ja, setz' Du ihr nur auch noch solche Dinge in den Kopf," schalt der Alte, „weiter hat gar nichts mehr gefehlt! Das braucht's auch eben noch, sie über die Stränge schlagen zu machen — und sie weiß, daß sie nicht darf."

„Ich kann nicht fort," erwiderte auch Georgine düster vor sich niederblickend, „er giebt mir mein Kind nicht, und ohne Josephine geh' ich keinen Schritt."

„So nimm Dir's," trotzte der junge Bursche. „Was will er machen, wenn wir heute Abend unsere Sachen heimlich zusammenpacken und am nächsten Morgen über alle Berge sind?"

„Bah, Du sprichst, wie Du's verstehst," sagte der Alte; „Du könntest vielleicht weglaufen, und ich glaube nicht einmal, daß es Georg's Herz

brechen würde, aber die Frau und das Kind — in zwei Stunden hätt' er sie wieder, und nachher…"

Die Augen der Frau leuchteten von einem unheimlichen Glanze, aber sie sagte kein Wort. Karl dagegen lachte: „Aber mein armer Candidat, — dem breche ich das Herz gewiß. Wen hat er nun morgen, den er quälen und drangsaliren kann? Und die lateinische Grammatik nehme ich zum Andenken mit."

„Red' nicht so tolles Zeug, Karl!" ermahnte der Alte; „Du sprichst wahrhaftig, als ob Du ganz im Ernst an solche Thorheit dächtest."

„Thu' ich wirklich?" spottete ihm Karl nach, „gut, dann komm doch morgen früh an mein Bett, Onkel, und weck' mich — willst Du?"

„Da schlägt's Eins," rief Mühler, der froh schien dieses Gespräch abbrechen zu können. „Wir müssen hinüber. Georg ist Sonntags immer auf die Minute bei Tische."

„Dann dürfen wir natürlich als gehorsame Diener unseres Herrn nicht säumen," spottete Karl.

„Höre, mein Bursche," sagte der Alte ernsthaft, indem er sich zum Gehen rüstete, „sei nicht übermüthig! Wenn ich die Beine unter eines Andern Tisch stecke, muß ich auch thun, wie der An-

dere mich heißt — so lange ich nämlich keinen eigenen habe."

„Und siehst Du, das ist der Haken!" rief Karl, „denn ich habe von nächster Woche an einen eigenen, und will dann nur abwarten, wie lange Du Dich hier wirst füttern lassen. Royazet hat gar keinen ordentlichen Bajazzo mehr. Sie sind ihm alle davon gelaufen, und wenn er schon in Frankreich enorme Gagen zahlte, kannst Du Dir denken, daß er in Rußland nicht weniger geben wird. Jetzt weißt Du, was Dir zu wissen noth thut, und nun mache, was du willst; ich rede kein Wort weiter drum."

Mühler, der den trotzköpfigen, unbändigen Charakter des Knaben nur zu gut kannte und schon oft darunter gelitten hatte, schritt mürrisch den Gang entlang, dem Eßzimmer zu. Georgine aber, Karl's Arm ergreifend, hielt ihn noch einige Secunden zurück, bis ihr Vater so weit voran war, sie nicht mehr hören zu können, dann flüsterte sie rasch: „Schreib' mir von dort, Karl, willst Du?"

„Gewiß will ich, und ausführlich."

„Gut, — ich werde Dir nach Tische einen Zettel geben, auf dem eine Anzahl Fragen stehen. Schreib' mir die Antwort darauf — aber vergiß keine und — laß mich nicht lange warten."

„Und Du willst kommen?“ fragte der junge Bursche mit glänzenden Augen. „Du weißt am Besten, wie sich Royazet darüber freuen würde.“

„Ich kann noch nichts Bestimmtes sagen. — Wir müssen auch fort. Georg darf nicht ahnen, daß ich mit Dir darüber gesprochen.“

„Hab' keine Furcht,“ lachte Karl, „wir Beide stehen auf keinem solchen Fuße mit einander, daß wir uns unsere Geheimnisse anvertrauen, und ich besorge es Dir — darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Ich danke Dir, — ich werde nachher wieder herüberkommen und Dir Reisegeld bringen — Du mußt wenigstens einen Zehrpfennig haben, daß Du nicht als Bettler dort ankommst.“

„Desto besser,“ lachte der Knabe still vor sich hin, „aber auch ohne einen Schilling in der Tasche hätte ich meinen Plan durchgeführt.“

Georgine antwortete ihm nichts darauf, sondern eilte dem Vater nach, die streng gehaltene Essensstunde nicht zu versäumen. Karl folgte ihr langsamer. Was lag ihm daran, wenn er auch zu spät kam und Georg böse darüber wurde — es war das letzte Mal heute, und wenn er sich über ihn ärgerte, desto besser!

## 18.

Der alte Mühler suchte an dem Nachmittage noch durch alle seine Ueberredungskünste dem Knaben den Entschluß des Fortlaufens auszureden, aber vergeblich, Karl, mit dem neuen, freien Leben vor sich, und des Zwanges, dem er sich hier hatte fügen müssen, lange müde, beharrte nicht allein fest auf seinem einmal gefaßten Vorsatze, sondern überredete sogar den Alten, daß er ihn bis nach Schildheim hinunter begleitete, um dort selber seine neugefundenen Freunde zu treffen.

Das mußte natürlich heimlich geschehen; der Präceptor störte sie dabei nicht, da dieser die Sonntag-Nachmittage gern zu seinen Studien benutzte, und Karl dann immer auf seines Onkels Stube war. Ueberdies konnte die Zusammenkunft nur eine kurze sein, denn mit der Dämmerung machten sich die „Künstler“ schon wieder auf den Weg, um im nächsten Dorfe zu übernachten und

den andern Morgen rechtzeitig die nächste Eisen=bahn=Station zu erreichen.

Georg erfuhr Karl's Flucht auch erst am an=dern Morgen, und zwar durch den Hauslehrer, der seinen Zögling vergebens zur Stundenzeit er=wartete und ihn dann ebenfalls ohne Erfolg bei seinem Onkel suchte. Der alte Mühler war nun allerdings darauf gefaßt gewesen, eine heftige Scene mit seinem Schwiegersohne durchmachen zu müssen, denn daß er um Karl's Flucht gewußt, lag auf der Hand. Sehr erstaunt, und nicht unangenehm überrascht war er aber sowohl wie Georgine, daß Georg keine Sylbe davon erwähnte. Dieser ritt allerdings, gleich nachdem er die Nachricht erhal=ten, fort und kehrte erst gegen Abend zurück — war er ihm gefolgt, in der Absicht, ihn wieder einzufangen? Wenn das der Fall gewesen, sprach er mit Niemandem darüber, und selbst beim Abend=essen erwähnte er des Flüchtlings mit keiner Sylbe. Georgine glaubte nicht mit Unrecht, daß er selber froh war, den lästig werdenden Knaben, ohne eigenes Zuthun, aus seiner Nähe entfernt zu wissen.

So vergingen die nächsten Wochen. Der Can=didat, dessen Zögling auf so seltsame Weise ab=handen gekommen, war entlassen worden, und das

Leben auf dem Gute ging wieder im alten, stillen Geleise.

Allerdings suchte jetzt Georg seine Frau in mancher Weise zu zerstreuen und führte sie wieder mehr als im letzten Monate auf die benachbarten Güter, deren Insassen auch Schildheim manchmal aufsuchten — aber Georgine fand keine Freude mehr daran. Die alte Sehnsucht war in ihr erwacht; es drängte sie jetzt mehr, allein und ungestört zu sein, ihre eigenen Pläne und Träume zu überdenken, als sich durch fremde, gleichgültige und ihr oft langweilige Menschen zerstreuen zu lassen, und während Georg dieses Zurückziehen von der Gesellschaft mit Freuden sah und zu seinen Gunsten deutete, brütete der Geist der Frau über Trennung — Flucht von ihm.

Nicht so bald hatte der alte Mühler den Knaben vergessen, an den er sich einmal gewöhnt — an dem sein Herz hing. Er fehlte ihm auf Schritt und Tritt — Tag und Nacht mußte er an ihn denken, und um die Zeit zu tödten, mit der er jetzt weniger anzufangen wußte, als je, ging er nun häufiger in den „Stern" hinunter, in des alten Tobias Gesellschaft, seine eigenen mürrischen Gedanken zu vergessen.

Georg mußte das endlich bemerken, und um

ihn davon abzuziehen, suchte er den Alten im Gute selber zu beschäftigen. Er wollte ihn nach und nach an eine geregelte Thätigkeit gewöhnen — aber das ging nicht mehr. Mühler hatte sich in seinem ganzen Leben noch nie nützlich beschäftigt, und dachte gar nicht daran, auf seine alten Tage etwas Derartiges zu beginnen. War er dem nun früher so viel als möglich ausgewichen, so kam es ihm jetzt, mit den Gedanken an den entlaufenen Neffen und das lustige Leben, in dem dieser schwelgte, doppelt zuwider vor. Alles ihm Aufgetragene führte er deßhalb nachlässig oder gar nicht aus, und der Heftigkeit Georg's begegnete er mit einer störrischen Gleichgültigkeit, die eben Alles über sich ergehen ließ.

Nach vierzehn Tagen aber hielt er selbst das nicht mehr aus. Es war ein Brief von Karl gekommen, und Georgine hatte ihm den Inhalt desselben mitgetheilt. Die Versprechungen von dort lauteten dabei so verlockend, daß er ihnen, mit der Sehnsucht nach dem Jungen, nicht länger widerstehen konnte, und er beschloß einen entscheidenden Schritt zu thun.

Das bequeme, bis dahin geführte Leben hatte aber doch auch zu viel Anziehendes für ihn gehabt, es so ohne Weiteres, besonders ohne Sicherheit,

was er dafür eintausche, von der Hand zu weisen — eine Hinterthür beschloß er sich jedenfalls offen zu halten, noch dazu, da ihm das zugleich Gelegenheit bot, sich auf friedlichere Weise von Georg zu trennen. Schnell deßhalb mit seinem Plane im Reinen, ging er noch an dem nämlichen Abend zu seinem Schwiegersohne und erklärte ihm, daß ihn die Angst um den Neffen nicht ruhen noch rasten lasse und er ihn um die Erlaubniß bitte, einen Versuch zu machen, ihn wieder aufzufinden. Er verlangte nur vierzehn Tage Zeit dazu, und habe er ihn bis dahin nicht gefunden, so wolle er ohne ihn zurückkehren.

Georg war klug genug, den Alten zu durchschauen, denn daß dieser den Aufenthalt des Burschen oder doch wenigstens wußte, wohin er sich damals gewandt, blieb gewiß. Wollte er ganz fort von ihm? — hatte er nicht im Sinne zurückzukehren? — Vielleicht — er selber aber hätte Gott gedankt, den lästigen, fatalen Menschen auf solche Weise loszuwerden; durfte er dann doch weit eher auf ein friedlich häusliches Leben rechnen, und wurde noch dazu der steten Angst und Gefahr enthoben, durch ihn seine eigene Existenz gefährdet zu sehen. Nur daß Georgine bei der Flucht des Vetters sowohl, wie bei der jetzt er=

klärten Abreise des Vaters so ruhig und theilnahmlos blieb, war ihm räthselhaft.

Trieb den alten Mann wirklich nur die Sehnsucht nach dem Knaben, an dem er, wie Georg recht gut wußte, mit ganzem Herzen hing — und wollte er ihn in der That zurückholen? Oder fühlte Georgine jetzt selber, daß ihr Vater den alten Possenreißer nicht vergessen, sich nun einmal in seinen Jahren nicht mehr ändern konnte? Fühlte sie, daß es zu ihrem und ihres Gatten Wohl und Frieden sei, wenn er sie verlasse? Oh, dann hätte er dieses endliche Erkennen ihrer Pflichten, zu ihres und ihres Kindes Bestem, von ganzem Herzen segnen wollen.

Dem alten Manne gab er natürlich mit Freuden die Erlaubniß zur Reise, wie Geld, sie zu bestreiten, aber vergebens suchte er Georginen, als Mühler sie verlassen hatte, zu einem offenen Geständniß ihrer Gefühle zu bringen. Georgine gab ihm nur ausweichende, ja, fast leichtfertige Antworten, und hatte es ihn gedrängt, sein übervolles Herz einmal gegen sie offen ausschütten zu dürfen, so stieß sie ihn jetzt mehr zurück, als daß sie ihn ermuthigt hätte. Er konnte freilich nicht ahnen, daß der alte böse Geist auf's Neue Besitz von der ehrgeizigen Seele der Frau genommen

hatte und sie in ihm, dem Gatten, nur noch den Tyrannen sah, der ihrem, wie ihres Kindes Glück aus elendem Stolz im Wege stand.

Georg war, das sah sie klar, seit jener Zusammenkunft mit dem Grafen ein durchaus Anderer geworden. Wo war der todesverachtende Muth geblieben, mit dem er sich früher den verwegensten Künsten entgegenwarf? wo die frische, fröhliche Lebenslust, die ihn den Augenblick genießen ließ, eben des Augenblickes wegen, und nicht der nächsten Stunden gedachte, viel weniger der nächsten Jahre? So hatte sie ihn kennen gelernt, so geliebt, und jetzt? — Sie haßte die Bücher, über denen er halbe Tage grübelte, sie haßte die friedliche Beschäftigung, in der er seinen Frieden fand, und mit keinem solchen Ziele vor sich, wie er, in diesem Leben ein verlorenes Glück wieder zu gewinnen, zürnte ihr Herz im Gegentheil über das, was er ihr geraubt, und sann und sann darauf, es mit Gewalt oder List sich wieder zu erobern.

Aber sie war klug genug, den Gatten gerade das, was jetzt ihre ganze Seele erfüllte, nicht ahnen zu lassen. Sie kannte den unbeugsamen, starren Geist des Mannes; hier aber erst hatte sie dessen Einfluß fühlen gelernt; denn so lange ihre Bahnen draußen in Licht und Jubel neben

einander hinflogen, war er ihr nimmer störend in den Weg getreten. Jetzt dagegen, wo sie ihm gehorchen sollte, sie, die bis dahin nur gewohnt gewesen, zu befehlen, empörte sich ihr ganzes Selbst gegen einen solchen Zwang, und kein Wunder, daß sie den Augenblick herbeisehnte, in dem sie sich und ihr Kind demselben entziehen konnte.

Der alte Mühler war indessen, nachdem er Abschied von Georginen genommen und von ihr heimlich mehrere Briefe erhalten hatte, mit seinem treuen Begleiter, dem Spitz, nach Schildheim hinuntergegangen. Georg erbot sich zwar, ihn bis zur nächsten Eisenbahn-Station fahren zu lassen, aber er lehnte es ab, und zwar unter dem Vorwande, daß er noch gar nicht genau wisse, nach welcher Richtung er sich wenden solle. In der That aber wollte er Georg keine Controle geben, wohin er gefahren sei; der Kutscher konnte ihn, wie er recht gut wußte, nicht leiden, und würde jedenfalls an der Station aufgepaßt haben, wohin er sein Billet genommen.

Gepäck führte er übrigens fast gar keines bei sich, sondern hatte das Nöthige deßhalb schon mit Georginen besprochen. Georg war oft auf halbe Tage abwesend, und es fand sich dann leicht eine

Gelegenheit, seine sämmtlichen Sachen nachzuschicken.

Mühler nun, seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit einer Summe Geldes in der Tasche, und mit voller Freiheit, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen, konnte sich nicht entschließen, trockenen Mundes am „Stern“ vorüberzugehen. Fand er Niemanden weiter dort, so war er doch sicher, „den faulen Tobias“ anzutreffen, und seinen Abschiedstrunk nahm er dann mit dem.

Der faule Tobias saß auch wirklich, nach alter Gewohnheit, dicht neben dem Ofen hinter einem der kleinen schweren Tische, ein Glas Branntwein vor sich, und zwar nicht das erste. Das spirituöse Getränk schien aber keineswegs heute den sonst so belebenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und während sich früher sein faltiges und etwas schmutziges Gesicht immer aufhellte, wenn er seinen „Freund“ Mühler entdeckte, und nun sicher war, ein paar Stunden angenehm mit erzählten Schnurren und Anekdoten zu verbringen, zogen sich heute seine Augenbrauen womöglich noch finsterer zusammen. Nur die geballte Faust, die er auf dem Tische liegen hatte, nahm er herunter und steckte sie, geballt wie sie war, in die Tasche, als ob sein Grimm und Aerger Nieman-

dem weiter gehöre als ihm selber, und er auch wisse, wo er ihn hinthun könne.

Mühler merkte auf den ersten Blick, daß mit dem alten Burschen etwas nicht richtig sei, und da ihm, besonders heute, gar nichts daran lag, einen mürrischen, verdrossenen Trinkgenossen zu haben, setzte er sich hinüber zu ihm auf die Bank, warf seinen Hut und das kleine Bündel, das er in der Hand trug, neben sich und sagte, während sein Spitz auf einem Stuhle neben ihm ganz ernsthaft Platz nahm: „Wirth, eine Flasche Wein, aber von Eurem Besten — nicht etwa den Rachenreißer wieder, den Ihr mir das letzte Mal gegeben.“

Tobias warf ihm einen etwas erstaunten Seitenblick zu und rückte ein wenig bei, ihm mehr Raum zu geben, schien aber trotzdem entschlossen, in seinem Schweigen zu verharren, und erwiderte nicht einmal den guten Tag, den ihm Jener bot.

„Na zum Teufel,“ sagte Mühler, „was steckt Dir denn in der Krone, he? Hast Du die verkehrte Maulsperre, Kamerad, oder kennst Du mich nicht mehr? Du schneidest ein Gesicht heut', als ob Dir das Wasser ausgeblieben wäre und Du jetzt mit Schnapps mahlen müßtest, das alte Räderwerk im Gange zu halten.“

„Ist ihm auch was Aehnliches passirt, Herr Mühler," nahm da, für Tobias, ein alter Bauer, der unfern von ihrem Tische hinter einem Kruge Bier saß, die Antwort auf, „das Wasser zum Mahlen ist ihm freilich ausgeblieben — nur mit dem Schnapps wird's etwas dünn aussehen. Es bleibt ihm schon nichts Anderes übrig, wie eine Windmühle anzulegen."

„Auch kein schlechtes Geschäft, Kamerad," lachte Mühler, von dem gebrachten Wein den Stöpsel ziehend — „he, noch ein Glas, Herr Wirth! — Sind famose Dinger, diese Windmühlen, in denen Einem früh die Morgensonne und Nachmittags die Abendsonne in dasselbe Fenster scheint."

„Du weißt den Henker davon," fuhr Tobias mit einem tückischen Blick den alten Bauer an. „Wenn ich Schnapps brauche, werde ich ihn auch bekommen. Du Hungerleider giebst mir doch keinen."

„Nein, Tobias, da hast Du recht," lachte der Alte gutmüthig, „das wäre auch dreimal weggeworfenes Geld, und hättest Du nicht so viel von dem bösen Stoff getrunken, sähe es jetzt auch besser mit Dir aus, Tobias."

„Aber was ist denn vorgefallen?" rief Mühler erstaunt.

„Nichts, als was wir Alle lange vorhergesehen haben," sagte der Bauer. „Sein Geld, das ihm gehörte, hat der Tobias durchgebracht, und wenn der Müller drunten auch genöthigt ist, ihn bis an seinen Tod zu füttern, so hat er sich doch geweigert, ihm von heute ab einen Pfennig weiter zu geben, sein liederliches Leben zu unterstützen."

„Der Müller ist ein Lump!" fiel hier Tobias wüthend ein, indem er die geballte Faust wieder aus der Tasche zog und damit auf den Tisch schlug, „ich habe mich für ihn aufgeopfert, und jetzt kommt er..."

„Der Müller ist ein Ehrenmann," unterbrach ihn ruhig der Bauer, indem er von seiner Bank aufstand, sein Bier austrank und seinen Hut vom Nagel nahm, „er hat bis jetzt mehr für Dich gethan, wie Einer von uns gethan haben würde, und Noth, Aerger und Schande außerdem dafür genug gehabt. Da er jetzt sieht, daß Du kein anderer Mensch werden willst, so mag er Dich wenigstens auch nicht länger in dem liederlichen Leben unterstützen, und da hat er, sollt' ich denken, recht. Daß Du anders denkst, ist Deine Sache — Gott befohlen!" Und seinen Hut aufstülpend, verließ der alte Mann mit raschen Schritten das Zimmer.

Tobias schleuderte ihm mit einem boshaften
ck den bittersten Fluch nach, auf den er sich
nnen konnte; Mühler aber lachte und sagte:
ıß den Brummbär laufen, Kamerad; gut, daß
fort ist; der soll uns den schönen Tag noch
ıge nicht verderben. Da trink, das ist der
ɔrgenbrecher, besser als das verwünschte Vitriolöl,
s sie hier für Schnapps verkaufen. Der hier
ennt nicht und wärmt doch, und je mehr man
ıvon trinkt, desto leichter wird's Einem im Kopfe."

Tobias schien noch immer keine rechte Lust zu
aben, geselliger zu werden, wenn er auch das
argebotene Glas nicht verschmähte; mit jedem
Glase aber thaute er mehr auf, und während sich
Mühler, in einer eigenen Art von rauher Herz-
lichkeit, bemühte, den alten niedergebrochenen Säu-
fer aufzurichten, fing ihm selber der Wein an zu
schmecken.

„Hol' der Henker die Kosten!" lachte er, als
er die dritte Flasche bestellte, „wo das herkommt,
ist mehr, und so jung treffen wir doch nicht wie-
der zusammen."

„Wo das herkommt, ist mehr?" sagte Tobias,
aufmerksam werdend, „der da droben" — und er
deutete mit dem Daumen nach der Richtung des
Gutes hinüber — „ist wohl schmählich reich?"

„Puh, reich!“ rief Mühler, das große Glas bis zum Rande füllend und auf einen Zug leerend, „was heißt reich? Was man hat, kann Einem die nächste Stunde gestohlen werden, oder sonst abhanden kommen, aber was man kann, Kamerad, darauf kommt's an, und das, was man kann, das macht den Mann.“

„Nun, Kamerad,“ lachte Tobias, der bis jetzt noch viel nüchterner als Mühler war, trotzdem, daß er schon ungezählte Gläser Branntwein vorher hinabgegossen, „bis jetzt hast Du uns aber noch nicht gezeigt, was Du kannst...“

„Vielleicht habe ich nicht gewollt,“ schmunzelte Mühler.

„Und willst Du jetzt?“

„Nein,“ schüttelte Mühler mit dem Kopfe, indem er einen Blick nach der am Fenster spinnenden Wirthin hinüberwarf. Der Wirth war hinausgegangen, nach seinen Getränken zu sehen, und weitere Gäste nicht im Zimmer — „Andere brauchen auch nichts davon zu wissen.“

„Na, vor der darfst Du Dich nicht geniren,“ meinte Tobias, „wenn Du sonst ein Geheimniß daraus machst, denn die ist stocktaub.. Aber weißt Du — wenn's — was wäre, das man zum Leben und besonders zum Trinken gebrauchen

könnte, verstehst Du, wär mir's recht, wenn ich auch etwas davon erführe. Wer weiß, wie man's einmal gebrauchen kann."

„Du?" lachte der Alte, dem der Gedanke ungemeinen Spaß machte, sich den „faulen Tobias" als „Künstler" vorzustellen; „hahahaha, das ist kostbar — Du, mit den lahmen Knochen, Du wärst ein Capital-Exemplar für irgend eine Gesellschaft!"

„Hoho!" rief Tobias, leicht gereizt, „ich weiß mich noch in jeder Gesellschaft zu benehmen, und Du hast noch gar keine Ursache gehabt, mir das unter die Nase zu reiben."

„Puh, Tobi, schwatz' von nichts, wovon Du nichts verstehst," sagte Mühler, der keineswegs trunken, aber durch den Wein gesprächig geworden war. „Was ich unter Gesellschaft verstehe, ist etwas ganz Anderes — nicht das, was Du meinst, wo zehn oder zwanzig oder dreißig Personen zusammenkommen und sich um die Tische herumsetzen und ihr Bier trinken. Kannst Du aber — Donnerwetter, die Flasche ist schon wieder leer — he, Wirthschaft! — kannst Du auf dem Kopfe stehen?"

„Ich?" sagte Tobias, ihn mit einem entsetzlich verblüfften Gesichte anstarrend, „ich weiß nicht — ich habe es noch nicht versucht."

„Ist auch gar nicht nöthig, Kamerad, denn Du kannst's doch nicht," sagte Mühler, „und das ist noch das Leichteste dabei. — Hast Du neulich gesehen, was für Kunststücke die drei Burschen machten, die hier im Dorfe waren?"

„Von denen der Eine die Leiter hinauflief, ohne daß sie Jemand hielt?"

„Ganz recht, und das sind noch Spielereien, denn sie riskiren nichts dabei, als vielleicht einmal, wenn es mißglückt, auf den Hintern zu fallen."

„Aber was hat das mit Dir und — mit dem Baron da oben zu schaffen?" sagte Tobias, der aus den Worten seines Nachbars nicht recht klug wurde.

„Kannst Du das Maul halten?" fragte Mühler leise.

„Das kann ich," versicherte Tobias, wirklich froh, endlich einmal etwas zu finden, was er wirklich konnte.

„Gut," sagte Mühler, „das ist manchmal schon viel werth — da kommt aber der Wirth wieder — der braucht nichts zu wissen."

„Na, Herr Mühler," sagte dieser, der mit einer frischen Flasche zum Tische trat, „sind ja heute recht fidel. Hab's mir gleich gedacht, daß Sie mehr

wollten, und die alte Sorte mitgebracht. Nicht wahr, der schmeckt?"

„Es geht — da nehmt die leeren Flaschen mit. Tobias hier ist heute etwas niedergeschlagen, und den müssen wir wieder fidel machen — trinkt Ihr ein Glas mit, Sternenwirth?"

„Gleich steh' ich zu Befehl, Herr Mühler — muß nur einmal hinunter in die Schmiede, etwas zu besorgen — ich bin bald wieder da. Sollten Sie in der Zeit etwas wollen, so steht es drüben in der Stube, und meine Alte da kann es Ihnen geben."

„Der kann abkommen," sagte brummend Tobias, als der Wirth das Zimmer verlassen hatte — „Lump, nichtsnutziger. — Wer Geld hat, dem macht er den Buckel krumm, und so wie er merkt, daß es dünn wird, kennt er Einen nicht mehr und fängt an schwer zu hören. Dir knöpfe ich die Ohren noch einmal auf, Halunke — aber — über was sollt' ich's Maul halten, Mühler? — Was kann der Baron, und was kannst Du?"

„Baron," sagte Mühler, die Achsel zuckend und sich und Tobias auf's Neue einschenkend, „der da drüben ist so wenig Baron wie Du und ich."

„Den Teufel auch!" murmelte Tobias leise und erstaunt vor sich hin.

„Das schadet aber auch nichts, Kamerad," lachte der Alte in übermüthiger Laune weiter, — „bah, so viel für einen lumpigen Baron, wenn er nichts weiter kann, als Samstags dem Verwalter sein Geld auszahlen, und für das Uebrige den lieben Gott sorgen läßt — unser Monsieur Bertrand kann mehr."

„Mosje Bertrand?" fragte Tobias erstaunt.

„Sagte ich Bertrand?" fragte Mühler, dem das Wort nur so entfahren war.

„Ich dächte..."

„Na, bleibt sich gleich — den solltest Du einmal auf drei Pferden zugleich reiten sehen."

„Auf dreien, na, so lüg' Du und der Teufel! wie will er denn auf dreien zugleich sitzen?"

„Sitzen? — er sitzt auch nicht, er steht, mit jedem Fuß auf einem und das dritte zwischen den Füßen, und vier dabei vorn im Zügel, daß die Haare sausen."

„Aber das machen ja die Kunstreiter," sagte Tobias, jetzt völlig verblüfft über Alles, was er hörte.

„Thun sie auch, Kamerad," lachte Mühler, „und seine Frau, meine Tochter, solltest Du erst sehen — der Jubel von den Leuten, wenn die auf ihrem Schimmel geflogen kam und durch Reifen

sprang und über Tücher wegsetzte und sich so und so drehte — und die Kleine — die Josephine, das ist ein wahrer Teufel von einem Kinde auf dem Sattel — sie könnte nicht leichter auf dem festen Boden tanzen."

„Ja, zum Donnerwetter, Kamerad," sagte Tobias, erstaunt Front gegen ihn machend, der Baron da drüben ist doch nicht etwa..."

„Der beste Kunstreiter, der je ein Pferd dressirt hat," ergänzte Mühler, „das muß man ihm lassen, wenn er auch noch ein schlechter Oekonom sein mag."

„Und die ganze Familie — und Du?"

„Lauter Kunstreiter," lachte der Alte triumphirend, ohne sich jedoch selber als Bajazzo zu entdecken. „Das ist ein lustiges Leben, Kamerad, und dabei solltest Du einmal sein, wenn es so recht mitten im Glanz und Gang ist. Hier — der Teufel soll's holen, ein Hund hat's besser, als den ganzen Tag da drinnen hinter den steinernen Mauern zu sitzen und Maulaffen feil zu halten, und ich hab' es auch satt bekommen und gehe meiner Wege."

„Was?" rief Tobias, jetzt noch mehr erstaunt als vorher. „Du willst fort, Kamerad, willst mich

hier allein lassen?" setzte er mit einer eigenen Art von Rührung hinzu.

„Kann's nicht ändern," bestätigte Mühler, „das Leben hier führ' ein Anderer — mein Junge ist schon voraus."

„Und die da drüben auf dem Gute?"

„Mögen's halten, wie sie wollen," sagte Mühler gleichgültig, „ich kann mir mein Brod verdienen, ohne die da, und lustigeres Brod, wie sie mir bieten können. Wenn mit Dir nur etwas anzufangen wäre, nähm' ich Dich mit, Tobi, aber — es geht nicht, Du bist zu steif in den Knochen — meine müssen freilich auch erst wieder gelenk werden, denn das lange Stillhocken ist ihnen schwerlich dienlich gewesen."

Tobias antwortete ihm nicht, andere Gedanken gingen ihm im Kopfe herum, und Mühler that einen langen Zug aus seinem Glase. Dabei aber fiel sein Blick auf die Wanduhr, und sich aufraffend, sagte er: „Donnerwetter, es wird spät! ich muß fort."

„Heute noch?"

„Gleich."

„So warte wenigstens, bis der Wirth wiederkommt."

„Wozu?" lachte Mühler, „die paar Flaschen

kann er mir zum Andenken aufschreiben, bis ich zurückkehre. Wirthe vergessen Einen so so leicht, wenn man ihnen nicht ein kleines Andenken daläßt."

„Das geschieht dem Lump recht," lachte Tobias, „sonst aber," setzte er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, hinzu, „hätt'st Du mir es vielleicht dalassen können, und ich hätt's ihm gegeben, wenn er wiederkam."

„Wolltest Du wirklich?" fragte Mühler, und ein eigener, drolliger Zug zuckte ihm um die Mundwinkel. Wie sein Blick aber auf die Jammergestalt des vor ihm stehenden, zusammengebrochenen alten Säufers fiel, regte sich auch etwas wie Mitleiden in seinem Herzen. Leichtsinnige Menschen sind gewöhnlich gutmüthig, und in einem eigenen Anfall von Großmuth sagte er: „Na, meinetwegen, Tobias — ich will Dir das Geld dalassen, gieb es dem Wirth, wenn er kommt. Drei, vier Flaschen hatten wir ja wohl, die Flasche kostete 18 Schilling, macht zusammen 1 Thlr. 24 Schilling, da — da hast Du's und — vergiß es nicht etwa..."

„I bewahre!" sagte Tobias, das Geld, ohne es zu überzählen, in die Westentasche schiebend, „und Du kommst wirklich nicht wieder?"

„Wenigstens so bald nicht. Heute Abend denk' ich noch bis Kerkhofen zu marschiren."

„Dann darfst Du Dich auch nicht länger aufhalten," sagte Tobias, der seine eigenen Gründe hatte, den Kameraden unterwegs zu wünschen, ehe der Wirth wiederkam.

„Darf ich nicht?" lachte Mühler, „aber ich glaube, Du hast recht; es wird spät. So behüt' Dich Gott, Alter, und trink' mir nicht zu viel; es wär' schade, wenn wir Dich verlieren sollten, denn eine solche natürlich rothe Nase kommt nicht gleich wieder vor."

„Ist mir auch sauer genug geworden," meinte Tobias, „sie dahin zu bringen."

„Kann ich mir denken — also nochmals adieu! komm Hanswurst!" Und mit den Worten schüttelte er ihm die Hand, griff dann seinen Hut und sein Bündel auf, und verließ, von seinem Spitz gefolgt, das Haus und das Dorf.

Tobias begleitete ihn nicht. Es war noch ein Rest in der Flasche, den er erst vertilgen mußte, und dann gingen ihm auch eine Menge Dinge im Kopfe herum, die er vorher in aller Ruhe ordnen und sichten mußte; das Denken fing ihm doch an schwer zu werden.

Wie er noch so da saß, kam der Wirth zurück.

„Nun?" sagte der, „wohin geht denn der Schwiegervater? Ich sah ihn von Weitem, mit

inem Bündel in der Hand, aus dem Dorfe mar-
hiren — weißt Du's, Tobias?"

„Was geht mich der Mühler an?" murrte
iefer, „ich bin sein Aufpasser nicht."

Der Wirth ging zu seiner Frau an's Fenster,
ißte sie an der Schulter und schrie ihr in's Ohr:
Hat der Mühler bezahlt?"

Die Frau schüttelte mit dem Kopfe, und der
Birth warf einen Blick nach Tobias und der jetzt
eeren Flasche hinüber. Der aber regte sich nicht
der that, als ob er nur ein Wort von dem Ge-
prochenen gehört. Was ging ihm Mühler an?
— Endlich stand er auf, nahm seinen alten Filz-
ut und sagte: „Was bin ich schuldig?"

„Schuldig?" fragte der Wirth, „wenn Du
Alles zahlen wolltest, was Du hier schuldig bist,
o hättest Du eine lange Rechnung und ich einen
uten Tag. Heute habe ich Dir von vorn herein
esagt, daß ich Dir die paar Glas Schnapps
chenke, damit hört's aber jetzt auf, und von nun
n wird Dir hier im Stern nicht eher wieder ein
Glas Branntwein hingestellt, als bis Du das Geld
uf den Tisch legst."

„Ich will von Euch nichts geschenkt," grollte
inster der Alte, „und brauche nichts — vier Glas
Branntwein habe ich gehabt, etwa so viel wenig-

stens. Da sind Eure paar lumpigen Schillinge" — und damit warf er die Münze auf den Tisch.

„Haha, hast Du doch noch etwas in einer Taschenecke aufgehoben?" lachte der Wirth, „na, mir kann's recht sein; mit dem aber, was ich gesagt habe, dabei bleibt's."

„Will schon Geld wieder kriegen," lachte der Alte tückisch vor sich hin. „Ich weiß, was ich weiß, und der Baron muß zahlen."

„Der wird Dich vom Hofe jagen, wenn Du da 'nauf betteln gehst."

„Betteln? habe noch in meinen Leben nicht gebettelt, und werd's auf meine alten Tage nicht anfangen. Was ich weiß, kauft er mir gern ab."

„Was Du weißt?" lachte der Wirth, „na, höre, Tobias, Du machst Deinem Schulmeister zu viel Complimente. Ja, wenn der verantwortlich wäre für Alles, was Du nicht wüßtest!"

„Mein Schulmeister hat nichts damit zu thun," murrte der alte Mann verdrießlich.

„Und wer sonst?"

„So fragt man die Narren aus," erwiderte Tobias trocken, schlug sich seinen Hut noch einmal fest und verließ das Haus, die Straße nach dem Gute zu einschlagend.

---

## 19.

Tobias hatte sich einen tollen Plan ausgedacht, der ihm aber ganz in seine verzweifelte Lage paßte, und mit einer Quantität Spirituosen im Kopfe war er auch gerade in der Stimmung ihn auszuführen. Ob er sonst den Muth gehabt haben würde, dem, seines ernsten Wesens wegen eher gefürchteten Gutsherrn auf die eigene Stube zu rücken, muß dahingestellt bleiben. Noch nicht recht mit sich im Klaren, wie er das Wirthshaus verließ, verbiß er sich aber mehr und mehr in den einmal gefaßten Gedanken, und ohne daß er es selber merkte, verringerte er die Entfernung zwischen sich und dem Gute mit jedem Schritte.

Wäre er dem Verwalter oben begegnet, so würde ihn dieser, in dem Zustande, in dem er sich befand und der deutlich genug die in reichem Maße genossenen Getränke verrieth, wohl kaum vorgelassen, sondern rundweg abgefertigt haben;

denn Tobias war ein Mensch, mit dem man so=wohl im Dorfe wie auf dem Gute gar wenig Um=stände machte. So aber traf er nur einen der Knechte im Hofe, der ihn, da er nach dem Guts=herrn fragte und vorgab, er habe etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen, zu der Treppe brachte, die zu Georg's Zimmer führte. Dort ließ er ihn allein, und Tobias balancirte sich die breite steinerne Stiege — jetzt aber gar nicht mehr so behaglich und zuversichtlich wie unten in frischer Luft — hinauf.

Er war jedoch einmal da, wie er sich wieder und wieder vorerzählte — umkehren half nichts mehr, und deßhalb die Zähne fest auf einander beißend, kletterte er die wenigen Stufen noch vollends hinan, hielt einen Augenblick an der Thür, Athem zu schöpfen, und klopfte dann an.

„Herein!" tönte Georg's tiefe und ruhige Stimme, und Tobias wäre vielleicht in diesem Augenblicke doch noch wieder umgekehrt, aber es war zu spät; seine Hand lag auf dem Drücker, und im nächsten Augenblicke sah er sich dem Herrn selber gegenüber.

„Was wollt Ihr?" fragte ihn mit eben nicht freundlicher Stimme Georg, denn er sah mit

Einem Blicke, in welchem Zustande sich der alte Trunkenbold befand.

„Guten Abend," erwiderte Tobias vor allen Dingen auf die Anrede, nahm seinen Hut ab und drehte ihn zwischen den Händen.

„Guten Abend — was soll's?"

„Ich wollte nur..."

„Nun?"

„Ich wollte Sie nur bitten, Herr Baron," stotterte der Alte.

„Tobias," fertigte ihn da Georg ab, der ihn vom Dorfe her kannte, „Ihr seid heute wieder in einem Zustande, bei dem Ihr Euch viel lieber hättet zu Bette legen sollen, als zu mir heraufkommen. Ueberdies hasse ich jede Bettelei, noch dazu von einem Burschen wie Ihr, an den jeder Schilling rettungslos weggeworfen wäre. — Marsch! packt Euch, und macht, daß Ihr nach Hause kommt. — Ihr riecht bis hieher nach Spirituosen. — Wird's bald, oder soll ich Euch fortschaffen lassen?"

Wäre Georg freundlich oder auch nur ernsthöflich mit ihm gewesen, Tobias hätte nie den Muth gehabt, ein Wort über die Lippen zu bringen. Die doppelten Vorwürfe des Trinkens und Bettelns aber stachelten ihm die verworrenen Geisteskräfte zum Widerstande auf, und seinen alten Hut

in den Händen zusammenrollend, sagte er mit einem höhnischen Blicke auf den Gutsherrn: „Halten zu Gnaden, Herr von Geyfeln — oder wie Sie sonst heißen mögen, was — ich trinke, bezahle ich, und das geht Niemanden etwas an, — und zum Betteln — bin ich ebenfalls — nicht hiehergekommen, daß Sie es nur wissen! — Im Gegentheil wollte ich Ihnen einen Gefallen thun — daß Sie wüßten, woran Sie — woran Sie wären, und nicht etwa dächten, wir wären Alle so dumm und glaubten die Geschichte mit dem — Baron ..."

Georg horchte hoch auf, denn die Worte des Trunkenen, mit wie schwerer Zunge er sie auch herausbrachte, verriethen mehr, als sie jetzt noch eingestehen mochten. „Was ist das, was aus Dir spricht? mein Bursche," sagte er deßhalb ruhig, aber mit wirklich mühsamer Fassung, indem er auf ihn zuging, „was willst Du von mir?"

„Aha!" lachte der Alte still vor sich hin, „werden wir zahm? — Ja, ich hab' es mir wohl gedacht, mein Täubchen. Der alte Tobias ist auch nicht so auf den Kopf gefallen, wie manche Leute ihn wohl gern wollten glauben machen — der Sternenwirth zum Beispiel — und dieses Mal ist er an die richtige Schmiede gegangen."

„Was willst Du von mir, und weßhalb bist Du heute hieher gekommen?“ wiederholte Georg noch einmal seine Frage; denn ein dunkler Verdacht stieg über die Absicht des Trunkenen in ihm auf.

„Na?“ sagte Tobias, der noch immer nicht trunken genug war, die veränderte Anrede unbemerkt zu lassen — „geduzt haben wir einander nun freilich noch nicht, so viel ich weiß, aber das schadet nichts — was nicht ist, kann noch werden, und der Mühler, der Schwiegervater, war auch ein sauberer Mensch, und wir nannten uns doch Du mit einander. Also, lieber Bruder, hahaha — lieber Bruder, ich wollte Dir nur sagen, daß wir — ne, nicht wir — die im Dorfe drunten sind zu dumm — die wissen noch nichts — aber daß ich, der alte Tobias, herausgekriegt habe, wer Du eigentlich bist — weißt Du wohl?“ — Er versuchte dabei eine Art von Pantomime zu machen, wie er sie vielleicht einmal von Kunstreitern gesehen haben mochte, indem er sich auf das eine Bein balancirte und das andere aushob, den Kopf etwas auf die Seite neigte und seine beiden Arme, mit dem zerknitterten Hute in der einen, ausstreckte. Dieser gewagten Position war er aber doch in solchem Augenblicke nicht gewachsen. — Er verlor

die Balance und wäre auf den Boden geschlagen, wenn er nicht noch glücklich die Tischdecke erwischt hätte, sich daran zu halten.

In Georg's Armen zuckte es, den frechen, widerlichen Burschen aus der Thür zu werfen, aber er bezwang sich trotzdem. Er wollte jetzt erst wissen, was er eigentlich im Schilde führe, und die Arme fest in einander schlagend, wie um sie zu sichern, daß sie ihm nicht unwillkürlich vorgriffen, haftete nur sein düsterer Blick fest und verächtlich auf der vor ihm schwankenden, schmutzigen Gestalt — dem Spottbild eines Menschen.

„Hah — halloh," sagte Tobias dabei, indem er sich gewaltsam im Gleichgewichte zu halten suchte „— hoppah — beinahe wären wir gefallen — Boden ist hier verdammt uneben. — Ja — was ich gleich sagen wollte. — Sehen Sie, Herr — Herr Baron oder Herr Berthold, oder wie Sie sonst heißen — ja, so — das wollte ich Dir nur sagen — ich weiß die Geschichte; ich bin dahintergekommen, hinter den blauen — hinter den blauen Dunst. — Mir macht Keiner ein X für ein U — aber ich kann auch's Maul halten — wie Bruder Mühler, der Schwiegervater ganz richtig gesagt hat — ich kann, wenn ich eben

will, und — wenn's gut bezahlt wird. Verstehst Du, Bruderherz?"

Georg brauchte nicht mehr zu wissen. Der alte Trunkenbold hatte ihm in den wenigen Worten klar und deutlich gezeigt, daß Mühler ihm sein Geheimniß verrathen und er jetzt in den Händen dieses liederlichen Menschen sei, der aus seiner Entdeckung den größten Nutzen zu ziehen suchte. Daß er sich aber mit einer solchen Creatur nicht weiter einlassen konnte, mochten sich nun die Folgen stellen, wie sie wollten, fühlte er in dem Augenblicke mehr, als daß er zu einem klaren Bewußtsein desselben gekommen wäre. Ohne deßhalb ein weiteres Wort an ihn zu richten, öffnete er das Fenster und rief im Hofe zwei gerade dort beschäftigte Knechte.

„He, Hans — Gottlieb! kommt einmal herauf — rasch!"

„Hans? — Gottlieb?" wiederholte Tobias etwas erstaunt. „Hans — Gottlieb? — Wozu brauchen wir Hans und Gottlieb — he? — Wie ist es, Herr Baron, oder Herr Bruder, oder Herr Berthold, oder — hahaha, über die Namen alle wird man ordentlich confus! — Ich kann das Maul halten, und will das Maul halten, aber" — und hier machte er mit freundlichem

Grinsen eine Geberde des Geldzählens — „hier müssen wir zusammenkommen, wenn ich nicht...“

Georg hörte die Leute auf der Treppe, riß die Thür auf und sagte: „Den Burschen da werft mir einmal aus dem Hofe hinaus, und das jedes Mal, so oft er sich hier sollte betreten lassen. Schickt mir dann den Verwalter und den Voigt herauf.“

„Na komm, Tobias,“ sagte der eine der Knechte, den Alten ohne weitere Umstände beim Kragen nehmend, „es hilft Dir nichts, weder Strampeln noch Wehren. Der Herr Baron hat's einmal gesagt.“

„So,“ schrie Tobias, aus allen seinen Himmeln geträumter Schätze etwas unsanft geweckt, und über dieses keineswegs erwartete Resultat zugleich erstaunt — „so? ist das eine Behandlung — Herr Baron — wissen Sie — wenn ich will — so kann ich...“

Alle seine weiteren Reden oder Drohungen wurden durch die beiden handfesten Burschen unterbrochen, von denen der eine, als sie sahen, daß er nicht gutwillig gehen wollte, ihn unter den Armen packte. Der andere hob ihm zu gleicher Zeit die Beine aus, und Tobias wurde, trotz seinem Grimme, der sich jetzt gegen die Knechte kehrte,

ohne Weiteres die Treppe hinunter, durch den Hof und bis vor das Thor getragen, wo ihn die Leute ruhig absetzten und laufen ließen. Zwar sprudelte er hier noch eine Menge Dinge von Baronen und Lumpen, Kunstreitern und „Geheimnissen“ heraus, die Knechte verstanden aber kein Wort davon, ließen ihn stehen und gingen an ihre Arbeit zurück.

Tobias wüthete, als er aber Miene machte, noch einmal in den Hof zurückzukehren, drohten ihm die beiden Burschen mit den Fäusten, und das Herz voll Ingrimm, aber doch zu feige, sich einer weitern Handgreiflichkeit auszusetzen, drehte er sich endlich um und taumelte, rücksichtslos um Weg und Steg, gerade über Wiese und Felder weg, in's Thal hinab.

---

Zu derselben Zeit, in welcher Tobias jenen verunglückten Versuch machte, von Herrn von Geyfeln entweder eine Summe Geldes, oder noch lieber eine fortlaufende Unterstützung zu erpressen,

saß Josephine mit ihrer Erzieherin, fleißig mit Lesen und Arbeiten beschäftigt, in ihrem Stübchen.

Josephine war jetzt etwa acht Jahre alt und hier auf dem Gute, da sich die Mutter fast gar nicht, oder doch nur sehr selten und oberflächlich um sie bekümmerte, einzig auf den Umgang mit der Erzieherin angewiesen. In dieser aber hatte Georg einen glücklichen Fund gethan, denn die junge Dame besaß nicht allein sehr wackere Kenntnisse, sondern auch ein gutes, für alles Schöne und Edle empfängliches Herz. Praktisch dabei in Allem, was sie anfaßte, und bescheiden und anspruchslos in ihrem ganzen Wesen, sicherte sie sich in ihrer schwierigen Stellung bald die Liebe des einen, so wie die Achtung des andern Theiles, und ging dazwischen ruhig ihre Bahn.

Bald hatte Mademoiselle Adele auch den Charakter der Frau und Mutter durchschaut, mit der sie zusammenlebte, und Georgine besaß in der That keine Eigenschaften, die das stille, einfache Mädchen an sie hätten fesseln und zwischen Beiden ein wirklich freundschaftliches Verhältniß entstehen lassen können. Vergnügungssüchtig und nur an sich selber denkend, fehlte Georginen jene ruhige Weiblichkeit, die da im Stillen wirkt und schafft, und selbst oft mit den bescheidensten Mitteln im

Stande ist, den Familienkreis zu einem Paradiese umzuschaffen. Wo aber hätte sie auch diese Eigenschaften sich erwerben, wo in ihrer ganzen früheren Lebensweise einen Sinn für Häuslichkeit gewinnen sollen? Ihre ganze Erziehung lag dem Begriffe zu fern, und wenn ihr auch in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Schildheim manchmal dieses stille, zurückgezogene Leben nicht mehr in so dunkeln Farben erschien und sie die Möglichkeit dachte, sich einst hineinzufinden, verdrängten die letzten Wochen doch jeden derartigen Gedanken wieder aus ihrem Herzen.

Noch zu keiner Zeit hatte sie sich dabei, so sehr sie Josephinen liebte, mit deren Erziehung beschäftigen können und mögen. Sie wußte gar nicht, wie sie es anfangen müsse, und konnte und wollte sich keine Mühe in dieser Hinsicht geben. Im Circus, ja, dort hätte Josephine keine bessere Lehrmeisterin haben können, als eben ihre Mutter, aber hier, zwischen den Büchern und weiblichen Arbeiten, von denen allen sie wenig oder nichts verstand, fühlte sie sich fremd und überließ das bereitwillig und allein der Fremden.

Georg fand dieses Wesen der Gattin durch ihr früheres Leben, wenn auch nicht vollständig gerechtfertigt, doch wenigstens entschuldigt, und

ertrug es eben um der Tochter willen; Mademoiselle Adele aber fühlte ihr Herz dadurch verletzt und wandte sich mit um so größerer Liebe dem jungen Mädchen zu, dem sie, wie sie recht gut einsah, die Mutter ersetzen mußte.

Und das Kind selber kam ihr dabei mit vollem Herzen und inniger Liebe entgegen. Von früh an, ja, so lange sie eigentlich denken konnte, an ein wildes, unstetes Leben gewöhnt, in dem sich das junge Herz nicht wohl fühlen, von rauhen Menschen umgeben, an die es sich nicht anschließen konnte, hatte es hier zum ersten Male eine Heimath und in seiner Erzieherin ein Wesen gefunden, das wirklich Theil an ihm nahm und ihm mit mütterlicher Liebe ergeben war.

Wohl hatte es der kleinen Eitelkeit geschmeichelt, mit den mühsam erlernten Künsten im Circus draußen rauschenden Applaus einzuernten, aber mit heimlichem Neid sah Josephine dabei zugleich unter den geputzten Zuschauern die vielen anderen kleinen Mädchen ihres Alters, die von den Ihrigen gehegt und gepflegt, und — nicht gezankt wurden, wenn sie eine Ungeschicklichkeit auf dem Pferde begangen. Das Kind auch fühlte, wenn es sich dessen selbst nicht klar bewußt wurde, ein Bedürfniß nach Pflege. Jene heilige Sym-

athie, die Mutter und Kind gegenseitig an einander zieht, wenn sie auch in Georginens Herzen anderen, unheiligeren Empfindungen Raum geben mußte — war in Josephinens Brust eben so gut gepflanzt gewesen und nur die Zeit über verkümmert und niedergehalten worden. Jetzt aber, durch ihrer Erzieherin treue Pflege geweckt, entfaltete sie sich rasch und gewaltig, und bald hing das kleine Wesen mit unendlicher Liebe an der Pflegerin.

Georgine würde selber erschrocken sein, hätte sie einen Blick in dieses aufknospende Kinderherz thun können, in dem ihr Bild nicht mehr wie früher den vollen Raum erfüllte — aber sie hatte andere Dinge im Kopfe, als sich um die Einzelheiten, um die kleinlichen Anhängsel der Erziehung und Pflege ihrer Tochter zu kümmern. Daß sich diese täglich mehr heranbildete, sah sie wohl, und es erfüllte sie mit Freude; nur aber mit dem Einen Ziel im Auge, Josephinen einst als einen Stern erster Größe an dem Himmel prangen zu sehen, der allein ihre eigene Welt bildete, dachte sie nicht daran, ob gerade die Nahrung, die das Kind jetzt für Herz und Geist empfing, ihm später dazu dienlich werden könnte. Sie sah nur für sich und die Tochter die Lichtseite des

Lebens, dem sie entgegenstrebte, und so blendete diese ihre Augen, daß sie für alles Andere gleichgültig — blind wurde.

Mademoiselle Adelen hatte indessen im steten Umgange mit Josephinen die Vergangenheit des Kindes kein Geheimniß bleiben können. Die unbewachte Aeußerung der Kleinen, als das Pferd durchging, entdeckte ihr auch nichts Neues, sondern bestätigte nur den schon früher gefaßten Verdacht. Aber nur noch inniger, wenn das überhaupt möglich gewesen wäre, fühlte sie sich dadurch zu dem Kinde hingezogen, dem sie solcher Art ein neues Leben verschaffen half; noch mehr aber wachte sie über all' seine kleinen Unarten und Fehler, deren Quelle ihr ja kein Geheimniß mehr war, und die sie jetzt desto leichter beseitigen oder heben konnte, und dabei durften weder Josephine noch ihre Eltern ahnen, welchen tiefen Blick sie in ihre früheren Verhältnisse gethan. Es war ihr genug, daß *sie* es wußte, dem Kinde zum Nutzen, und das Geheimniß ruhte sicher in ihrer Brust.

Josephine hatte zum Weihnachtsfeste unter anderen Sachen auch mehrere Jugendbücher bekommen, in denen kleine Erzählungen mit hübschen Bildern standen. Das junge Mädchen, das eigentlich hier erst ordentlich lesen gelernt, —

denn wo wäre ihm früher die Zeit dazu geworden? — verschlang gierig die frische Nahrung, die ihrem Geiste geboten wurde. Eine neue Welt erschloß sich ihr dadurch, und ihrer Erzieherin liebevolle Geduld gehörte dazu, ihr all' die tausend und tausend an sie gerichteten Fragen zu beantworten.

Eine kleine Erzählung stand aber in dem Buche, die Josephine wieder und wieder durchgelesen, und doch noch keine Frage deßhalb an ihre Erzieherin gerichtet hatte. Dieselbe war überschrieben: „Das gestohlene Kind.“ Josephine hatte das Buch vor sich auf den Knieen und las darin, und zwar wieder und wieder die eine Seite, und Mademoiselle Adele, die lange schon, wenn auch von ihm unbemerkt, die Augen auf dem Kinde haften ließ, wußte, was es las, und was seinem kleinen Kopfe nicht recht erklärlich werden wollte. Und dennoch fürchtete sich Josephine zu fragen, denn die Erzählung berührte für sie verbotenen Grund — ihr eigenes früheres Leben, und von dem gegen andere Leute zu sprechen, hatte ihr die Mutter verboten, und der Vater sie gebeten, es nicht zu thun, und des Vaters Bitte wog in ihrem kleinen Herzen viel mehr noch selbst, als das Verbot.

Ueber die Worte aber, die sie hier oft und immer wieder durchgelesen, schüttelte sie auch eben

so oft den Kopf. — Es war ihr etwas darin nicht klar, aber Mademoiselle Adele — so lieb sie dieselbe hatte, konnte sie nicht darüber fragen — wenn sie einmal wieder mit dem Vater spazieren ginge, sollte der ihr Aufschluß darüber geben.

Endlich riß sie sich von der sie fesselnden Seite los und schlug eine andere Erzählung auf.

„Nun, Josephine?“ fragte die Erzieherin, die sich die Gelegenheit nicht wollte entgehen lassen. „Was hattest Du da, worüber Du nicht recht einig warst? Kann ich Dir helfen? Hast Du vielleicht irgend ein schweres Wort nicht ordentlich verstanden?“

„O nein,“ sagte die Kleine, „ich verstehe alle die Worte, die hier im Buche stehen, aber da — da war eine Erzählung...“

„Was für eine Erzählung, mein Herz?“

„Eine Geschichte, wo von einem Kinde erzählt wird, das böse Menschen seinen Eltern gestohlen haben, und zuletzt — finden es die Eltern wieder und freuen sich so darüber.“

„Nun, das ist doch eine sehr erfreuliche Sache, daß die Eltern ihr Kind wiedergefunden haben.“

„Ja — gewiß — aber...“

„Wer waren denn die Leute, die es gestohlen hatten?“

„Kunstreiter,“ sagte zögernd das Kind, „und das sind doch keine bösen Menschen.“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte Mademoiselle Adele. „Es giebt wohl auch böse Leute unter ihnen, wie in allen Ständen, aber im Ganzen ein solches Urtheil über sie zu fällen, wäre höchst ungerecht und sogar schlecht. Das ist doch wohl auch nicht in dem Buche gesagt?“

„Nein — nein, sicherlich nicht — es war auch gewiß ein großes Glück, daß die armen Eltern ihr Kind wiedergefunden haben, aber...“

„Aber? mein Herz? — was ist Dir noch darin aufgefallen?“

„Eigentlich wollte ich den Papa darum fragen.“

„Und kann ich es Dir nicht auch sagen?“

„Doch nicht so gut wie Papa — der weiß es viel besser.“

„Aber vielleicht kann ich es Dir auch erklären, und Du magst dann den Papa noch immer darum fragen.“

„Ja,“ sagte Josephine, der das einleuchtete.

„So lies mir einmal die Stelle vor, die Dir so viel Kopfzerbrechens machte.“

Josephine blätterte einige Seiten zurück.

„Soll ich das Ganze lesen?“

„Nein, ich kenne die Erzählung schon, nur das, was Du nicht genau verstehst."

„Ja — hier steht: Wie dankbar waren die Eltern gegen Gott, daß sie nicht allein ihr Kind, ihre liebe Marie wiedererhalten hatten, sondern daß die arme Kleine auch dem traurigen Leben unter solchen Leuten entrissen war! Und wie glücklich fühlte sich Marie, als sie sich endlich nicht mehr genöthigt sah, unter den rohen Menschen zu leben, indem sie die Schule ordentlich und regelmäßig besuchen und fleißig lernen konnte, und jetzt doch hoffen durfte, zu einem für sie passenden Leben erzogen zu werden; zu einem Leben, das sie zu einem braven Mädchen und einer tüchtigen wackern Frau heranbilden konnte."

Das Kind schwieg, als es diese Zeilen gelesen hatte.

„Nun?" fragte Adele, „was ist Dir dabei aufgefallen, mein Herz?"

„Das Letzte, Mademoiselle," antwortete die Kleine zaghaft: — „„und jetzt doch hoffen durfte, zu einem für sie passenden Leben erzogen zu werden, das sie zu einem braven Mädchen und einer tüchtigen wackern Frau heranbilden konnte."" — „Konnte sie denn das unter den — Kunstreitern nicht auch werden?"

„Mein liebes Herz,“ sagte die Erzieherin mit weicher Stimme, und sie mußte sich Gewalt anthun, die Rührung zu verbergen, die jene einfachen, schüchternen Worte hervorgerufen — „das Leben solcher Leute mag an sich manches Schöne und Angenehme haben, und besonders die Männer, die da ihre Geschicklichkeit und Kraft zeigen können, fühlen sich vielleicht oft wohl darin. Ein junges Mädchen gehört aber nicht in einen solchen Kreis — Du bist noch nicht alt genug zu begreifen, weßhalb nicht, aber Du wirst es selber fühlen, wenn Du nur einige Jahre älter sein wirst. Der Tanz und die Kunststücke auf einem Pferde mögen vielleicht — ich verstehe das nicht — für einen Mann passend und hübsch sein, aber die Frau, das junge Mädchen, die Gott geschaffen hat, in stiller Häuslichkeit zu wirken, sind nicht dazu gemacht, sich in solcher Weise öffentlich zu zeigen. Das Publicum, das dann dabei sitzt, applaudirt allerdings und freut sich an den künstlichen Sprüngen, aber im Herzen denken Alle eben so, und von Tausenden, die in die Hände schlagen und Bravo rufen, möchte gewiß nicht ein Einziger sein eigenes Kind zu solchem Leben hergeben.“

„Nicht?“

„Nein, meine Josephine, denn Kinder vor

Allen gehören in den Schutz des Hauses — Kinder müssen lernen, denn ihre Jugend ist die einzige Zeit, in der sie noch lernen können, und nicht etwa blos Lesen und Schreiben, was in jetziger Zeit jeder Tagelöhner kann, sondern Alles, was sie später einmal im Leben brauchen können, und was sie, wenn sie selber einmal Kinder vom lieben Gott bekommen, diese wieder lehren sollen. Bei einem solchen Leben aber können sie das nicht; sie verfehlen also den Zweck, zu dem sie hier auf Erden bestimmt sind, und wenn sie dann einmal älter werden, fühlen sie es und sind unglücklich. Darum sollen alle Kinder, die nicht nöthig haben, schon in so zartem Alter ihr Brod in solcher Weise zu verdienen, dem lieben Gott recht von Herzen danken, daß er sie in Verhältnisse gebracht hat, in denen sie mit anderen guten Menschen leben und sich heranbilden können, und sollen die Zeit, die ihnen also zu ihrer Pflege und Erziehung geboten wird, recht fleißig benutzen — das, mein Kind, meint der Satz, den Du nicht verstanden hast."

Josephine schwieg eine lange, lange Weile; endlich stand sie langsam auf, legte das Buch hin, ging zu ihrer Erzieherin, und das Köpfchen an deren Schulter schmiegend, sagte sie leise:

„Und glauben Sie, daß auch ich dem lieben Gott dafür dankbar sein müsse?“

„Wenn Du fühlst, mein liebes Kind,“ erwiderte gerührt Adele, „daß Du gute Menschen um Dich hast, die Dich lieben und bemüht sind, Dein Bestes zu wollen und Dein einstiges Glück zu gründen, gewiß.“

Josephine schmiegte sich fester an sie an, legte den Arm um ihre Schulter, und während sie das Antlitz daran barg, quollen ihr ungesehen die großen, hellen Thränen aus den Augen.

---

## 20.

In der Residenz *** hatte die so plötzliche Auflösung des Circus Bertrand — besonders nach so glänzenden Erfolgen — im Anfange nicht geringe Sensation erregt, und die Tagesblätter füllten ihre Spalten fast eine Woche lang mit den verschiedensten Vermuthungen und Gerüchten. Dann kam Anderes, was ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und der Circus mit all' seinen Angehörigen war vergessen — und doch ließ er in zwei Herzen eine tiefe und böse Narbe zurück.

Graf Geyerstein hatte in derselben Zeit, in welcher sich der Circus damals trennte, einen mehrwöchentlichen Urlaub erbeten und angetreten, über das Wohin seiner Reise aber strenges Stillschweigen beobachtet. Er war indessen stets in seinem ganzen Wesen ernst und zurückhaltend, und sein Schweigen fiel deßhalb nicht besonders auf. Trotzdem gaben sich aber doch verschiedene Personen

nicht unbedeutende, wenn auch vergebliche Mühe, den Zweck seines Urlaubs und besonders das Ziel seiner Reise herauszubekommen, und unter diesen ganz besonders Fräulein von Zahbern — aus Gründen, die ihr selber am besten bekannt waren. Graf Geyerstein nahm aber nicht einmal seinen Burschen mit unterwegs, und ehe man eigentlich recht wußte, wann er reisen wolle, war er plötzlich spurlos verschwunden, und eben so unerwartet, drei Tage noch vor abgelaufenem Urlaub, zurückgekehrt.

In der Zwischenzeit hatte beim Kriegs-Minister von Ralphen ein großer Ball sein sollen, wenigstens sprach man schon in der Stadt davon und unterhielt sich über die wahrscheinlichen Einladungen. Die älteste Tochter Melanie war aber sehr leidend gewesen, und da die Feier eigentlich ihrem Geburtstag galt, konnte sie natürlich nicht stattfinden, wenigstens nicht zu der bestimmten Zeit. Es hieß, daß sie aufgeschoben wäre.

Die „höheren Schichten der Gesellschaft" beschäftigten sich in dieser Zeit überhaupt viel — vielleicht mehr als nöthig — mit der Ralphen'schen Familie, bei der jedenfalls eine auffallende Veränderung in einer Hinsicht stattgefunden hatte, wenn auch die Ralphen'sche Familie selber das nicht zu bemerken oder zu beachten schien.

Jenen Kreisen hatte es nämlich kein Geheimniß bleiben können — war auch nicht als solches betrieben worden —, daß Graf Geyerstein sehr häufig das Ralphen'sche Haus besuche, von dem alten Kriegs-Minister sowohl, wie seiner Tochter Melanie sehr gern gesehen sei, und in Folge davon natürlich die letztere heirathen würde. Man hatte sich in der That schon daran gewöhnt, die beiden jungen Leute als ein Paar zu betrachten, so wenig sie sich selber vielleicht darüber klar geworden.

Da plötzlich, nach dem Urlaub des jungen Grafen, änderte sich die ganze Sache, und zwar so auffallend, daß Geyerstein das Ralphen'sche Haus fast gar nicht mehr, oder doch nur sehr selten betrat. Ein desto häufigerer Gast dagegen wurde der junge Graf Selikoff, und wenn dieser selber auch recht gut fühlen mochte, daß er dem Herzen Melanie's noch sehr fern stand — obgleich sich seine Bemühungen dahin nicht verkennen ließen, — übernahm die überhaupt zu allen Zeiten sehr rasch mit ihrem Urtheil fertige „Gesellschaft" den Ausspruch und erklärte sich dahin: die Alliance mit Graf Geyerstein habe sich aus irgend welchen nicht bekannten Gründen zerschlagen, und Graf Selikoff sei an dessen Stelle gerückt.

Der alte Herr von Ralphen mochte etwas
Aehnliches fühlen, ja, fürchten, denn er liebte den
ungen Geyerstein wie einen Sohn und kannte
en, der an seine Stelle rücken sollte, noch zu
venig, um schon mit einem Urtheil über ihn fer-
ig zu sein. Aber er hatte sich auch fest vorge-
ommen, seiner Tochter in einer Herzens-Angele-
enheit keinen Zwang anzuthun, noch ihr sein
Irtheil aufzudringen. Erst wenn sie selber ihn
ım Rath fragen würde, war die Zeit zu sprechen
ür ihn gekommen. Uebrigens durfte er seiner
Melanie, wie er glaubte, schon vertrauen, daß sie
einen raschen, unüberlegten Schritt ohne seinen
Rath thun würde, und er sah deßhalb der näch-
ten Zukunft noch mit vieler Ruhe entgegen.

Nicht ganz so gleichgültig nahm Excellenz die
Frau Kriegs-Minister die Sache, und zwar von
inem, dem jungen Grafen Geyerstein weniger
ünstigen Gesichtspunkte aus. Sie hatte ihn eben
o gern wie ihr Gatte, aber — im Vergleich mit
em außerordentlich reichen russischen Grafen, des-
en Hülfsquellen wirklich unerschöpflich schienen,
var Geyerstein doch eine minder gute Partie für
hre Melanie, und den Rücksichten — der Sorge
er Mutter für ihrer Tochter Wohl — mußten
lle anderen nachstehen. Nicht so zartfühlend, wie

der alte Herr dabei, hatte sie allerdings versucht von Melanie selber die Ursache in dem Wechsel ihres Betragens, wenn nicht ihrer Neigung, zu erfahren, doch ohne Erfolg. Melanie konnte und wollte nicht die wahre Ursache eingestehen, und mit den ausweichenden Antworten, die sie gab, mußte sich, wohl oder übel, die Excellenz begnügen.

Wer aber seit einiger Zeit zu den fleißigsten Besuchern des Hauses gehörte, ohne jedes Mal erst eine Einladung abzuwarten, war Fräulein von Zahbern, und selbst ein minder herzliches Entgegenkommen, als sie mitbrachte, konnte sie nicht davon zurückschrecken. War Offenheit dabei eine hervorragende Eigenschaft ihres Charakters, so empfand sie für Melanie eine tief innige Freundschaft. Sie gestand ihr, daß sie den Augenblick ordentlich herbeisehne, in dem sie wieder in ihre Arme fliegen könne, und Melanie müsse ihr es ordentlich angethan haben, denn sie wäre nicht im Stande, vor ihr auch nur das Geringste, was auf ihrem Herzen läge, geheim zu halten.

Melanie selber, viel zu gutmüthig und zartfühlend, Jemanden, der ihr so herzlich entgegenkam, von sich abzustoßen, duldete diese Freundschaftsbezeigungen mehr, als daß sie dieselben erwiderte. Ihr Geheimniß behielt sie aber trotz-

dem, und trotz der jungen Dame directen und indirecten Anspielungen darauf, für sich, und Francisca von Zahbern fand es bei späteren Besuchen im Zühbig'schen Hause eben noch so unerklärlich, weßhalb Melanie total mit dem Grafen Beyerstein gebrochen habe, wie früher. Daß dem aber wirklich so sei, ließ sich nicht verkennen, und so oft Fräulein von Zahbern den Grafen Selikoff bei Ralphens traf, eben so oft kehrte sie auch mit vermehrter Verachtung gegen das Menschengeschlecht im Allgemeinen und einzelne Individuen insbesondere in ihre eigene stille und einsame Wohnung zurück.

In diese Zeit fiel es, daß Herr von Zühbig einen Ausflug nach dem Norden machen mußte, wohin ihn seine Frau begleiten sollte. Frau von Zühbig hatte dazu allerdings nicht die geringste Lust, würde ihrem Manne aber doch dieses Opfer gebracht haben, wenn nicht gerade ein heftiges Nervenleiden einen Tag vor seiner Abreise sie an ihr Lager gefesselt hätte. Herr von Zühbig mußte deßhalb allein fort; aber auch hierüber schien er sich zu trösten, da ihm noch dazu von anderer Seite die höchste Aufmunterung zu Theil ward. Se. Königliche Hoheit hatten nämlich geruht, ihm noch einige specielle Aufträge — allerdings höchst

unbedeutender Art, aber doch Aufträge — zu ertheilen, und er verließ seine Heimath genau mit einem solchen Gesicht und solchen Gefühlen, mit denen ein Anderer an seine Stelle zurückgekehrt wäre. Herr von Zühbig war aber nicht allein Mensch, er war auch Cavalier, und es ist einmal nicht cavaliermäßig, irgend ein Gefühl des Schmerzes oder der Niedergeschlagenheit — ausgenommen bei Hoftrauer — dem Publicum zu verrathen.

Frau von Zühbig erholte sich glücklicher Weise gleich nach ihres Gatten Abreise so vollkommen wieder, ihre gewöhnlichen Whistpartien mit Herrn von Silberglanz und Fräulein von Zahbern ohne Zögern aufnehmen zu können, und da kein Rückfall erfolgte, befand sie sich auch während ihres Gatten Abwesenheit vollkommen wohl, ja, wie sie erklärte, wohler als je. Die Heilung selber verdankte sie aber Niemandem weiter, als dem Baron von Silberglanz, der nicht unbedeutende magnetische Kraft besaß und dieselbe in einzelnen speciellen Fällen zum Besten seiner Mitmenschen anwandte. Er that es aber, wie er versicherte, nur ausnahmsweise und selbst dann höchst ungern, da es ihn außerordentlich angriff und seine eigene Gesundheit darunter litt.

Jedenfalls war der Erfolg hier ein vortrefflicher

gewesen, und unsere kleine Partie saß eines Abends auch wieder fröhlich beisammen, als draußen die Klingel etwas stark gezogen wurde, und Frau von Zühbig, mit dem freudigen Ausruf: „Mein Mann!“ die Karten fallen ließ und die neben ihr stehende Theetasse vom Tische warf.

Der herbeispringende Bediente hatte noch nicht die Hälfte der Scherben wieder aufgelesen, als Herr von Zühbig, in Pelz und Mütze, „gestiefelt und gespornt“ in das Zimmer seiner Frau trat, — und wie glücklich war diese, daß sie den Gatten endlich wieder hatte — wie flog sie an seinen Hals, unbekümmert um die fremden Menschen, um die Dienerschaft! wie half sie ihm selber, so viel er sich auch dagegen sträuben mochte, Pelz und Shawl ablegen, und ruhte nicht eher, als bis er behaglich hinter einer heißen Tasse Thee in der Sopha-Ecke saß!

Der „Rubber“ mußte natürlich erst ausgespielt werden, Herr von Zühbig drang, als Whistspieler von Fach, selber darauf. Dann aber wurde der Spieltisch bei Seite gerückt, und der „Reisende“ sollte erzählen — viel erzählen, und zwar Alles, was er gesehen und erlebt, und — wenn irgend möglich — ein kleines wenig mehr.

Herr von Zühbig befand sich, nach allen aus-

gestandenen „Beschwerden und Fährlichkeiten“ ausnehmend wohl in der weichen Sopha-Ecke, und ebenfalls gerade in der Stimmung, sich mitzutheilen. So offen und ausführlich er aber über Alles sprach, was ihn betroffen und was er „durchgemacht“, so waren seine Zuhörer keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß er noch etwas — und wahrscheinlich gerade die Hauptsache — verhehle, und konnten den Moment kaum erwarten, wo er ihnen auch dieses enthüllen würde. Bis jetzt aber waren die Dienstboten noch ab- und zugegangen; die Gouvernante hatte die Kinder hereingebracht, dem Papa die Hand zu küssen und ihm „bonne nuit“ zu sagen — es war noch keine ordentliche Ruhe gewesen. Jetzt schien das beseitigt; die Thür schloß sich hinter den letzten Friedensstörern, und Fräulein von Zabbern, die indessen wie auf Kohlen gesessen hatte, rief: „Und jetzt heraus, mein Herr Intendant! wir wissen, Sie haben noch etwas auf dem Herzen, und es drückt Sie ausnehmend, es loszuwälzen. Befreien Sie sich davon — bitte, bitte, erzählen Sie!“

Die junge Dame schlug dabei die Hände zusammen, wie es die lieben Kindlein machen, wenn sie die Eltern um etwas ersuchen wollen — übrigens

gehörte sie schon seit längerer Zeit nicht mehr zu den Kindern.

Der General-Intendant sah den kleinen Kreis ihn erwartend umgebender Menschen innig vergnügt an — der Moment war gekommen, auf den er sich schon die ganze Heimfahrt über gefreut, und er erntete jetzt in vollen Zügen die Belohnung dafür ein, daß er es sich versagt hatte, sein Geheimniß leichtsinnig — vielleicht gar durch einen Brief — zu verschleudern.

„Also ein Geheimniß glaubt Ihr, das ich habe?“ fragte er schmunzelnd.

„Es ist grausam, wie er uns martert,“ rief seine Frau.

„Er spannt uns absichtlich auf die Folter,“ sagte Baron von Silberglanz, „und vielleicht ist es nicht einmal der Mühe werth, daß wir uns so darüber den Kopf zerbrechen.“

Diese List, es herauszubekommen, war etwas plump, aber auf Herrn von Zühbig von vortrefflicher Wirkung.

„Meinen Sie wirklich?“ rief der genannte Herr, sich im Sopha rasch emporrichtend, „aber Sie sollen mir Abbitte thun, Silberglanz, — Sie vor allen Anderen, denn gerade Sie wird es mehr als alle Anderen interessiren.“

„Mich?“ rief der Baron erstaunt.

„Thun Sie nicht so unschuldig — als ob wir nicht wüßten, wie Sie für die schöne Bertrand geschwärmt hätten.“

„Die Kunstreiterin?“ riefen Fräulein von Zahbern und Frau von Zühbig wie aus Einem Munde.

„Georgine Bertrand,“ bestätigte der General-Intendant, sich an dem Genusse ihres Erstaunens weidend, „aber“ — setzte er plötzlich mit gehobener Hand hinzu — „Discretion, meine Herrschaften! Was ich Ihnen jetzt mittheile, geschieht wie unter dem Siegel der Beichte. Ich selber habe versprochen, das Geheimniß zu bewahren, und werde es thun — hier natürlich, unter Freunden, darf man sich aussprechen.“

„Versteht sich, versteht sich,“ rief Fräulein von Zahbern rasch und ungeduldig, „aber wo, bester Intendant, wo haben Sie Madame Bertrand gefunden?“

„Madame?“ fragte von Zühbig lächelnd, „Madame nicht allein, Monsieur Bertrand, Fräulein Josephine, das ganze Nest, und darin wäre nichts besonders Außerordentliches, aber eben das Wo? Das errathen Sie nicht, und wenn ich Ihnen ein Jahr Zeit dazu gäbe.“

„Nun? — oh, quälen Sie uns nicht länger.“

„Du bist mehr als grausam, Guillaume.“

„Nun gut, so hören Sie denn — aber noch einmal, stumm wie das Grab!“

„Wie das Grab,“ sagten alle Drei feierlich.

„Auf dem Gute des Grafen von Geyerstein.“

„Es ist nicht möglich,“ platzte Fräulein von Zahbern heraus, während Herr von Silberglanz ebenfalls einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken konnte.

„Nicht möglich, meine Gnädige?“ lächelte von Zühbig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, und es ist das Wort eines Mannes, der Erfahrung in der Welt gesammelt hat, es existirt außerordentlich viel Unmögliches in eben dieser Welt.“

„Und ich sehe darin eben gar nichts Außerordentliches,“ bemerkte seine Frau. „Geyerstein hat sich in die Bertrand vergafft — das wußten wir schon damals, nur daß er den Mann mit auf das Gut nimmt, ist etwas außergewöhnlich — und selbst das vielleicht nicht einmal,“ setzte sie achselzuckend hinzu.

„Bertrands auf dem Gute des Grafen Geyerstein,“ wiederholte noch einmal Fräulein von Zahbern, als ob sie die Worte in einer Verzückung spräche — was Frau von Zühbig gesagt, hatte

sie gar nicht gehört — „und wissen Sie das ganz, ganz gewiß?"

„Ich weiß nicht, ob Sie das „gewiß wissen" nennen können, meine Gnädige," erwiderte lächelnd Herr von Zühbig, „aber ich habe mit ihnen zu Abend gespeist, habe dort übernachtet und gefrühstückt, und bin von Monsieur Bertrand oder vielmehr Baron von Geyfeln noch ein Stück begleitet worden."

„Baron von Geyfeln?" fragte Frau von Zühbig, „wer ist das nun wieder? Den Namen kenne ich ja gar nicht."

„Nun, ma chère, die Sache ist sehr klar. Den Namen Bertrand braucht die Familie nicht mehr und nennt sich einfach jetzt „von Geyfeln."

„Monsieur Bertrand?" rief die gnädige Frau entrüstet, „aber das darf er ja gar nicht. Wie kann sich der Mensch Baron nennen!"

„Liebes Herz," beschwichtigte sie ihr Gatte, „wer fragt dort danach, wen kümmert oder genirt es? und es nennen sich so viele Menschen Baron, die — hm, noch eine Tasse Thee, mein Schatz. Ich bin wirklich ganz ausgetrocknet angekommen. — Nun, Silberglanz, Sie sitzen ja ganz versteinert da! — An was denken Sie?"

„Ich? sonderbare Frage! an diese unerwartete

— dieser stille Duckmäuser dieser Graf
.!"

stille Wasser sind tief, lieber Freund,"
Frau von Zühbig, „mir haben Sie
icht glauben wollen."

er, gnädige Frau!" rief von Silberglanz,
.ensch hat doch eine Ahnung haben können,
:yerstein..."

ein Mensch?" unterbrach ihn die Dame
id, „wir sind nicht Alle so kurzsichtig wie
Fragen Sie die Zahbern, was wir schon
langen Wochen mit einander besprochen
n."

„Ich kann noch gar nicht wieder zu mir selber
men," stöhnte die Genannte, „es ist zu un=
ublich. Und deßhalb der lange Urlaub!"

„Er übt noch Entsagung genug," lächelte Frau
n Zühbig, „und wird selber über die Dauer
ines Urlaubes ganz das Gegentheil gedacht ha=
aben, liebe Francisca."

„Aber wie geht es den — Leuten?" fragte
von Silberglanz, „fühlt sich denn die Dame in
solchem Doppelverhältniß wohl?"

„Was kann das uns interessiren!" bemerkte
die gnädige Frau.

„Es ist doch immer interessant in psychischer Hinsicht,“ sagte von Silberglanz.

„Da hat der Baron recht,“ bestätigte von Zühbig, „und nur aus diesem Grunde war auch mir das Begegnen dieser Leute — ich wurde genöthigt, dort zu übernachten, weil ich ein Rad zerbrochen hatte — höchst interessant.“

„Gott, wie romantisch!“ rief Silberglanz.

„Wenn man mit so vielen Menschen zu thun hat, wie unser einer, fuhr der Intendant fort, so gewinnt man einen raschen Ueberblick über Charaktere und Seelenzustände, und ich glaube, ohne mir zu schmeicheln, daß ich mich darin als Autorität betrachten darf. Ich weiß wenigstens seit langen Jahren kein Beispiel, daß ich mich nach solchem gefaßten Urtheil geirrt hätte. Dem zufolge schien sich Monsieur Bertrand, oder besser gesagt: Baron von Geyfeln, außerordentlich behaglich in seiner neuen Würde zu fühlen.“

„Und seine Frau?“

„Aber was für Interesse nehmen Sie an dem Seelenzustand der Frau?“

„Nur ein allgemeines, meine Gnädigste, auf Parole; nur ein allgemeines. Herr von Zühbig wird mir darin recht geben.“

„Vollkommen, lieber Silberglanz,“ lächelte Herr

on Zühbig, und der Blick, den er dabei heimlich
em Baron zuwarf, hatte etwas von einem Faun;
die Frau schien sich übrigens, wie ich fest über-
eugt bin, nicht glücklich in diesen Verhältnissen
u fühlen. Sie sprach mit Entzücken von ihren
rüher gefeierten Triumphen, sobald der Herr Ge-
nahl nur einmal den Rücken wandte — was,
eiläufig gesagt, sehr selten geschah."

„Gemahl," sagte Frau von Zühbig verächt-
ich, „ich glaube gar nicht, daß die Beiden mit
inander getraut sind."

„Ist auch gar nicht nothwendig, mein Schatz,"
ächelte ihr Gatte, „und wie Du ganz richtig be-
nerkst, unter den stattfindenden Verhältnissen
n der That unwahrscheinlich. Desto mehr ge-
echtfertigt bleibt aber dann meine Behauptung,
aß sie sich nicht behaglich unter solcher Auf-
icht fühlen könnte — wenn nicht Bertrand doch
mmer ein sehr hübscher, stattlicher Mann wäre."

„Ich begreife aber nicht, daß Graf Geyerstein
e zusammenläßt."

„Wird es nicht hindern können; es gäbe auch
onst zu viel Aufsehen. So verläuft die Sache
anz ruhig und gleichmäßig, denn Herr von Gey-
eln ist dem Namen nach der Pachter seines vor-
igen Gutes, und daß der Eigenthümer seine Pacht-

leute dann und wann besucht und nach der Wirthschaft sieht, nicht mehr wie in der Ordnung; kann wenigstens keiner Seele auffallen."

„Eine schöne Wirthschaft, die sie dort mitsammen führen werden!"

„Allerdings," lächelte Herr von Zühbig, „Madame Georgine bleibt immer eine schöne Frau."

„Es war sehr rücksichtslos von ihrem Gatten, Euch so wenig allein zu lassen," bemerkte etwas boshaft Madame.

„Mein bester Engel, Du glaubst doch nicht etwa, daß..."

„Daß Monsieur Bertrand eifersüchtig wäre? — nein. Die Leidenschaft scheint er wenigstens nicht zu kennen. Aber weßhalb sollte sich die Donna da unbehaglich fühlen?"

„Aus Langerweile, ma chère, jedenfalls aus Langerweile; denke nur, wie lange Graf Geyerstein schon wieder in der Stadt ist, und für eine Frau, die an ein solches Leben, wie das frühere, gewohnt war, mag es wahrhaftig kein Spaß sein, auf einem Fleck in einer quasi Wildniß zu hocken."

„Warum ist sie nicht bei ihrer Kunst geblieben?"

„Das ist mir auch unerklärlich," versicherte Silberglanz.

„Aber bildschön ist sie, das muß man ihr

assen," versicherte von Zübbig, vielleicht nur, um eine Frau damit zu necken. „Ich gebe Ihnen nein Wort, Baron, in dem kleinen Morgenhäubchen sah sie rein zum Anbeißen aus" — und er küßte dabei auf das Zarteste die Spitzen des dritten Fingers und Daumens seiner linken Hand.

„Du bist immer sehr leicht entzündet, mon cher," sagte seine Frau, „sie hat ein ganz alltägliches Gesicht, und n u r hübsche Augen."

„Was?" fuhr ihr Gatte erstaunt nach ihr herum, „Silberglanz, ich bitte Sie um Gotteswillen, nehmen Sie meine Partei — Georgine nicht schön? Ich gebe Dir mein Wort, Amelie, sie ist das verführerischste Weib, das ich in meinem Leben gesehen habe — present company, versteht sich, always excepted."

„Sie hat auch Anbeter genug gehabt," seufzte von Silberglanz, während Frau von Zübbig mit den Achseln zuckte.

„Und über die neuen die alten doch nicht vergessen," lächelte mit einem bezeichnenden Blicke Herr von Zübbig.

„Wie so?" fragte leicht erröthend der Baron.

„Ein ander Mal," beschwichtigte ihn der Intendant, und seine Frau sagte: „Du bist unausstehlich heute — aber liebe Francisca, Sie spre=

chen ja kein einziges Wort mehr und sitzen da stumm wie ein Fisch; doch natürlich, solches Interesse können wir nicht an der Dame nehmen, wie die beiden Herren da, die nur in der Erinnerung an sie in einer wahren Verzückung schwimmen."

„Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau," sagte von Silberglanz, „aber das Interesse, das wir an einer bekannten Persönlichkeit nehmen, noch dazu, wenn sie uns in solcher Art in's Gedächtniß zurückgerufen wird, ist wohl erklärlich. Fräulein von Zahbern wird ganz meiner Meinung sein."

Fräulein von Zahbern war es in der That, ja, so überrascht durch die Nachricht geworden, daß sie im ersten Augenblick wirklich nur daran dachte, auf welche Weise sie dieselbe am Besten verwerthen könne. Durch Frau von Zühbig's Anrede kam sie auch erst wieder zu sich selbst und erwiderte darauf: „Nein, natürlich nicht — interessant bleibt es allerdings immer, aber was gehen uns eigentlich die Leute weiter an. Lieber Gott, man hat so viel mit sich selber zu thun, daß man sich wahrhaftig nicht auch noch um andere Menschen zu bekümmern braucht."

„So laßt denn Monsieur Bertrand und seine

Donna ruhen, wenn ich bitten darf," sagte Frau von Zühbig, der das Gespräch unangenehm wurde. „Ich hätte dem Grafen Geyerstein einen bessern Geschmack zugetraut, aber über Geschmack läßt sich nicht streiten. Apropos Geyerstein — die Alliance mit Melanie und Selikoff ist also so gewiß wie arrangirt."

„Natürlich," sagte von Zühbig, „das war vorauszusehen."

„Ich bitte um Verzeihung!" rief Fräulein von Zahbern rasch, so ganz bestimmt und ausgemacht ist die Sache doch noch nicht. Ich bin fast täglich im Ralphen'schen Hause und müßte da auch etwas davon erfahren haben."

„Liebe Francisca," sagte Frau von Zühbig gutmüthig, „ereifern Sie sich nicht; die Sache ist in der That so gut wie geschehen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und ich habe sehr sichere Quellen. Die Verlobung wird in drei Wochen bei Gelegenheit des Hochzeitstages der Excellenzen bekannt gemacht werden, und der große Ball ist auch bis auf jenen Tag verschoben worden. Sie sehen, daß ich ganz genau unterrichtet bin."

„Und Sie glauben wirklich?"

„Von glauben ist da gar keine Rede mehr, liebe Francisca, die Sache ist geschehen, und ich denke, Melanie macht an dem Russen eine bessere Partie, als an dem armen Grafen Geyerstein.“

„Nun, mein Kind, Geyerstein ist doch nicht so arm.“

„Er braucht dann sehr viel, mein liebes Herz, denn hier in der Stadt wissen wir genau, daß er sich, in der letzten Zeit besonders, außerordentlich eingeschränkt und nur das Allernöthigste ausgegeben hat. Lieber Gott, so etwas kann ja in den Verhältnissen, in denen wir nun einmal leben, kein Geheimniß bleiben und spricht sich aus. — Aber was ist das, Sie wollen schon fort?“

„Mama erwartet mich,“ sagte Fräulein von Zabbern, die aufgestanden war und ihren Shawl festigte, „es ist auch schon spät, und nach so langer Abwesenheit werden Sie mit Ihrem Herrn Gemahl noch Manches zu besprechen haben.“

„Aber Sie können doch nicht allein gehen.“

„Wenn mir das gnädige Fräulein erlauben, werde ich Sie begleiten,“ sagte Baron Silberglanz, ebenfalls aufstehend, „Fräulein von Zabbern hat recht, es ist Zeit, daß wir gehen.“

„Aber ich bitte Sie, Baron.“

„Auf ein ander Mal, mein lieber Zühbig.
Benn Jemand von einer größern Reise zurück=
ommt, thut ihm Ruhe wohl. Gnädige Frau, ich
abe die Ehre.“

„Wenn Sie also nicht anders wollen, bon soir,
Baron,“ sagte Herr von Zühbig, „hoffentlich ha=
en wir bald wieder das Vergnügen, Sie bei uns
u sehen. Mein gnädiges Fräulein, kommen Sie
ut nach Hause, Sie haben ja nicht so weit. —
lber noch einmal bitte ich in der bewußten An=
elegenheit um Ihre Discretion. Herr von
Beyfeln hat mich selber gebeten, hier in *** nichts
on dem Zusammentreffen zu erwähnen, und ich
verde auch darüber schweigen, wie das Grab. —
In famille ist es natürlich eine andere Sache.“

„Nicht eine Sylbe!“ rief Baron Silberglanz
etheuernd.

„Gute Nacht, meine liebe Francisca,“ sagte
Frau von Zühbig, die aufgestanden war und Fräu=
ein von Zahbern zärtlich umarmte und küßte,
gute Nacht, mein liebes Herz. Verwahren Sie
ch nur ja recht gut, daß Sie sich nicht erkälten;
s ist entsetzlich rauh draußen und Ihre Gesund=
eit überdies so zart.“

„Gute Nacht, meine liebe Amelie,“ erwiderte

die junge Dame, „haben Sie keine Angst um mich; ich bin vortrefflich eingepackt, und die paar Schritte lauf' ich schnell hinüber. — Gute Nacht, Herr Intendant. Morgen müssen Sie uns noch mehr von Ihren Reisen erzählen."

Frau von Zühbig begleitete die Freundin bis zur Thür, und hier umarmten sich die beiden Damen nochmals auf das Herzlichste; der Baron empfahl sich ebenfalls, und die beiden Gatten blieben allein.

„Die arme Zahbern dauert mich," sagte Frau von Zühbig, indem sie zu ihrem Platze auf dem Sopha zurückkehrte, „sie hatte sich so feste Rechnung auf den jungen Russen gemacht."

„Auf den Selikoff?"

„Gewiß. Einmal glaubte sie ihn auch schon ganz sicher im Netze zu haben; er war ihr aber zu klug. Hast Du nicht gesehen, wie sie ordentlich gelb vor heimlichem Aerger wurde, als ich ihr erzählte, daß die Verbindung fest beschlossen sei?"

„Das glaub' ich, daß ihr die Partie recht gewesen wäre," lachte ihr Gatte, „ein solcher Goldfisch!"

„Irgend eine, bester Freund," versicherte Frau

von Zühbig nachlässig. „Lieber Gott, Francisca ist nun einmal in den Jahren, in denen sie einen Mann bekommen muß — wenn sie sich nicht ihr übriges Leben ohne einen solchen behelfen soll, und ich glaube kaum, daß sie sehr wählerisch darin sein würde. Natürlich ist ihr der Beste der Liebste. — Aber was war denn das, worüber Du dich noch mit Silberglanz besprechen wolltest?"

„Ich? — mit Silberglanz?"

„Wegen der Donna."

„Ah so," lachte der Intendant, „weiter nichts als ein Scherz, liebes Kind. Der arme Silberglanz war bis über die Ohren in jene Kunstreiterin verliebt, und rein toll vor Eitelkeit, wie er einmal ist, glaubt er Alles, was dem Nahrung giebt. Ich werde mir einen Scherz mit ihm machen und ihm erzählen, daß sich Georgine angelegentlich nach ihm erkundigt und mir unter der Hand zu verstehen gegeben habe, daß ich ihn wissen lassen möchte, wo sie schmachte."

„Du irrst Dich darin doch vielleicht in dem Baron."

„Gott bewahre, liebes Herz — ich irre mich nie. Aber ich bin müde, mein Schatz, und werde heute früh zu Bette gehen. Bitte, laß mir noch

die indessen eingegangenen Briefe und Zeitungen bringen."

Frau von Zühbig läutete, und ihr Gatte saß bald, behaglich im Sopha zurückgelehnt, hinter einem Haufen aufgerissener Papiere.

---

## 21.

Frau von Zühbig kannte ihre Freundin Francisca so genau, wie Herr von Zühbig den Baron, und Beide verließen an dem Abend das Zühbig'sche Haus trotz aller Freundschaftsbezeigungen mit einem Stachel im Herzen, der aber nur die junge Dame wirklich schmerzte. Unterwegs blieb sie auch außerordentlich einsylbig, trotz aller Bemühungen des Barons, der es für seine Pflicht hielt, sich liebenswürdig zu machen. Zu Hause angekommen, sagte sie ihrer Mutter kaum guten Abend, schloß sich dann in ihr Zimmer ein, warf sich in ihr Sopha, und ihr Gesicht in die Hand stützend, starrte sie finster brütend vor sich nieder. Fräulein von Zahbern hatte Augenblicke, in denen sie hübscher aussah, als in diesem.

„Also doch," murmelte sie leise vor sich hin, mit dem Fuße dabei den Teppich schlagend, „also doch! — Diese coquette Ralphen, dieses unreife,

eingebildete Ding, voll Capricen und Launen! Und wie scheinheilig und unschuldig die — Person gegen mich that! ob ihr je ein Wort davon über die Lippen gegangen wäre! Das ist Freundschaft, das ist Vertrauen — die kleine giftige Schlange, die! Und was für eine Ursache nur sie und Geyerstein auseinandergebracht haben mag? — Sie hat ihn geliebt, ich weiß es bestimmt, ja, meinen Kopf möcht' ich zum Pfande setzen, daß sie ihn noch liebt; sie kann sich einmal nicht verstellen, so viel Mühe sie sich giebt, und wie ich ihr neulich nur den Namen nannte, wurde sie bald blaß und bald roth. Hätte ich damals meinen Vortheil verfolgt, ich glaube, ich hätte sie zu einem Geständniß bringen können, aber meine alberne Gutmüthigkeit ließ es nicht zu. Gutmüthigkeit für solches Entgegenkommen — doch warte — setzte sie entschlossen hinzu, als sie aufsprang und mit raschen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab lief — „jetzt hab' ich Dich! Liebt sie den Geyerstein wirklich noch, so ist er auch zurückgetreten und nicht sie, und das zu erfahren, hab' ich jetzt ein prachtvolles Mittel. Die Zühbig'sche Nachricht ist Gold werth, und daß ich ihr das Gift tropfenweise beibringe, darauf kann sie sich verlassen. Hat sie Selikoff wirklich so fest umgarnt — ist die Verbindung

eschlossen und festgesetzt, wie diese boshafte Zühig behauptet, so kann ich darin so nichts mehr erderben — nur meine Rache will ich noch haben. Der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, ber die Schlange sticht, und ich will selber jetzt inmal eine Zeit lang die Schlange spielen. Wie ie die Neuigkeit wohl aufnehmen wird? — Ich in neugierig, ob sie sich so weit verstellen kann! — Aber nein, dazu fehlt ihr Charakterstärke, denn e ist ja doch weiter nichts als eine arme, hülfose Coquette."

Fräulein von Zahbern hatte sich selber in eine echt fatale, unangenehme Laune hineingedacht nd gesprochen, und würde, um dem Resultate zu ntgehen, wenn andere Personen gegenwärtig geesen wären, jedenfalls zu Thränen und Krämpfen hre Zuflucht genommen haben. Eingeschlossen ber in ihr Zimmer, dachte sie an nichts Derariges, sondern kleidete sich aus, ging zu Bett und rübelte unter der warmen Decke über ihre Racheläne weiter.

Melanie saß am nächsten Tage allein mit Louise in ihrem Zimmer, und arbeitete an einer Stickerei. Graf Selikoff hatte sie gerade verlassen, und ein prachtvolles Blumen-Bouquet lag vor ihr auf ihrem Arbeitstische — aber ihr eigenes Antlitz paßte nicht zu den blühenden Rosen und Camellien, mit denen es prangte. Sie sah bleich und angegriffen aus, und ein schmerzlicher Zug umzuckte den feingeschnittenen Mund.

„Ich will ein Glas Wasser holen," sagte Louise aufstehend, „die Blumen welken sonst so schnell."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Melanie, „aber bitte, setzen Sie die Blumen in das andere Zimmer hinüber, ich habe Kopfschmerzen, und die Rosen duften mir zu stark."

„Sie sehen heute leidend aus, Melanie," sagte Louise, zu ihr gehend und leise ihre Stirn küssend, „fehlt Ihnen etwas?"

„Nein, nicht das Geringste weiter," lächelte das junge Mädchen, ein rheumatischer Kopfschmerz jedenfalls; ich fürchte fast, daß ich mich gestern beim Nachhausekommen erkältet habe."

„Sie waren auch so leicht angezogen."

„Es wird vorübergehen, da kommt Jemand."

„Es ist Rosalie — sie wird mich zum Spa-

zierengehen abholen wollen. Begleiten Sie uns vielleicht ein wenig?"

„Heute nicht — Ruhe wird mir besser sein. Was hast Du, Rosalie? Du siehst ja so verdrießlich aus! Ist Dir etwas geschehen?"

„Mir?" sagte das junge Mädchen, indem sie zu der Schwester in's Zimmer trat und an's Fenster ging, „was soll mir geschehen sein? Ich ärgere mich nur über Jemanden."

„Ueber wen? — wer hat Dir Ursache dazu gegeben?"

„Ueber wen? — über den Grafen Geyerstein — es ist recht häßlich von ihm!"

„Was, mein Herz?" sagte Melanie und fühlte dabei, wie ihr das Blut zum Herzen zurückschoß.

„Und hast Du es denn auch vergessen?" rief Rosalie erstaunt, „ist denn nicht heute mein Geburtstag, an dem er jedesmal Morgens bei mir gewesen, und den er mit uns gefeiert hat, und habe ich ihn auch heute nur mit einem Auge zu sehen bekommen? Ja — vorbeigeritten ist er vorhin — vor einer Viertelstunde, gerade wie des Grafen Selikoff Wagen vorgefahren war, aber ob er auch nur heraufgesehen und gegrüßt hätte — Gott bewahre! Ich bin so ernstlich böse auf ihn, daß ich ihn recht tüchtig auszanken werde,

wenn er das nächste Mal wieder zu uns kommt
Da ist Graf Selikoff viel freundlicher — wenn
er nur das Zeichnen verstände!"

„Er wird heute Dienst gehabt haben, Rosalie,"
sagte Melanie leise, „und da, weißt Du wohl,
kann er nicht abkommen, wenn er auch gern
möchte."

„Ach was, rief das junge Mädchen, die ganze
Woche, und die ganzen letzten vier Wochen hat
er nicht in Einem fort Dienst gehabt, und wenn
er kommen wollte, hätte er gewiß schon ein-
mal Zeit dazu gefunden — und heute hatte ich
mich so darauf gefreut, denn meine große Schwei-
zer-Landschaft hat er noch nicht einmal gesehen.
Was macht denn Graf Selikoff so lange bei der
Mama drüben? Ich wollte eben hinüber und wurde
nicht hineingelassen."

„Ich weiß es nicht; er hat doch wohl etwas
mit ihr zu besprechen."

„Kommen Sie, Comtesse," sagte Louise, die
recht gut fühlte, wie das Gespräch der Schwester
peinlich wurde, es wird sonst zu spät zu unserem
Spaziergang heute."

„Ich kann heute nicht gehen," rief Rosalie
rasch, „Mama hat mir Besuch geladen — da fährt
er fort," unterbrach sie sich selber. „Gott sei Dank!

jetzt kann ich hinüber und Mama fragen, welches Kleid ich anziehen soll." Und mit den Worten huschte sie leicht und fröhlich aus der Thür hinaus, allen Aerger in dem einen Gedanken ihres Anzuges vergessend.

„Fräulein von Zahbern läßt fragen, ob es der gnädigen Comtesse genehm wäre," meldete in dem Augenblicke die Kammerjungfer durch die halb geöffnete Thür.

„Lieber Himmel," sagte Melanie erschreckt, „gerade heute!" aber es blieb ihr nicht einmal Zeit, den Satz zu vollenden, denn Fräulein von Zahbern hüpfte auf Melanie zu, und sie umarmend und küssend, sagte sie lachend:

„Ich konnte mir die Freude nicht versagen, unserer kleinen Rosalie zu ihrem Geburtstage zu gratuliren — wo steckt denn der kleine, liebe, wilde Engel?"

„Rosalie, liebe Francisca, ist eben zu ihrer Mutter gegangen; sie wird aber jedenfalls bald zurückkehren. Bitte, nimm so lange Platz."

„Du siehst auch heute wieder angegriffen aus," sagte Fräulein von Zahbern, indem sie der Gouvernante, ohne diese selbst nur eines Grußes zu würdigen, Mantel und Muff überließ, den Hut dann auf einen nahen Stuhl legte, und sich die

Locken vor dem Spiegel ordnete, „fehlt Dir etwas, mein Herz?"

„Etwas Migräne, mein altes Leiden, vielleicht auch nur eine Erkältung, die ich mir gestern Abend beim Nachhausegehen zugezogen."

„Ach ja. Ihr hattet ja Euer Kränzchen bei Schoden's gestern. Nun, was macht unsere überschwängliche Euphrosyne? schmachtet sie noch? — Ich begreife wahrhaftig nicht, wie sie bei dem Vater auf diese Weise hat ausarten können. Sie webt und lebt und schwebt immer in einer höhern Welt, und kommt mit uns anderen armen Sterblichen eigentlich nur bei Kaffee-Gesellschaften zusammen — hahahaha!"

„Euphrosyne," sagte Melanie gutmüthig, „ist ein sehr liebes, braves Mädchen, und wenn sie kleine Eigenheiten hat, dürfen wir die recht gern, ihrer anderen vortrefflichen Eigenschaften wegen, übersehen oder müssen sie doch wenigstens milde beurtheilen. Sie spricht z. B. nie ein böses oder gehässiges Wort über einen Andern hinter dessen Rücken, und das ist doch gewiß schon viel werth."

„Weil sie unsere Schwächen nicht sieht," lachte Fräulein von Zahbern, „ihr Auge hängt ja immer an den Wolken und ihren Idealen. Bei Zühbig's hat sie neulich geschwärmt, daß mir Amelie ver-

sicherte, es sei gar nicht mehr zum Aushalten gewesen. — Apropos, Zühbig, der Intendant, ist gestern von seiner nordischen Reise, wie er es nennt, zurückgekehrt und hat eine ganze Tasche voll Neuigkeiten mitgebracht."

„Das läßt sich denken," lächelte Melanie, „und er ist jetzt gewiß recht in seinem Element."

„Er hat auch eine Entdeckung gemacht."

„Wirklich? — einen neuen Stern am Theaterhimmel entdeckt? Der wird nach ihm benannt werden müssen. Doch hoffentlich einen Planeten, den wir in dem Falle auch auf seiner Wanderung einmal bewundern dürfen."

„Nein, einen alten Stern," sagte Fräulein von Zahbern, „einen Stern, der nur eine Zeit lang vom Horizont verschwunden war — einen Stern erster Größe noch dazu. Die Frau des Georg Bertrand."

„In der That?" sagte Melanie ruhig; „aber ich glaube, die Entdeckung wird im öffentlichen Circus und mit Hülfe des Programms nicht so außerordentlich schwer gewesen sein."

„Sie reitet ja nicht mehr, schon seit sie von hier fort ist," rief Fräulein von Zahbern rasch — „hat sich auch in ihren Verhältnissen, ja, selbst

in ihrem Namen sehr gebessert, und heißt jetzt „Frau von Geyfeln.“

„Von Geyfeln?“

„Und selbst das ist noch nicht das Merkwürdigste,“ setzte das gnädige Fräulein still vor sich hin lachend hinzu. „Du räthst gewiß nicht, Melanie, auf wessen Gut sie sich befindet.“

„Wie soll ich das rathen?“ sagte Melanie, die sich alle Gewalt anthun mußte, ihre Fassung zu bewahren; sie schöpfte dabei tief Athem, denn es war, als ob eine eiserne Hand ihr die Brust zusammenschnüre; „Land und Leute dort sind mir vollkommen fremd.“

„Wer hätte das dem stillen Grafen zugetraut!“ fuhr Fräulein von Zabbern fort, und ihr Blick hing lauernd an den Zügen der Gepeinigten; „Amelie hat aber ganz recht: Stille Wasser sind tief, und die Ruhigen haben es oft faustdick hinter den Ohren.“

„Von welchem Grafen sprichst Du?“ fragte Melanie. Sie wußte, welcher Name folgen würde und mußte, aber sie hatte einen von der Freundin unbewachten Blick aufgefangen; sie fühlte, daß sie beobachtet wurde, welchen Eindruck die Nachricht auf sie mache, sie wußte, daß Francisca im Innern triumphiren würde, wenn sie sich schwach

zeigte, und ihre ganze Kraft zusammenraffend, dem zu begegnen, sah sie ruhig in der Redenden Auge.

„Von welchem Grafen?“ lächelte Fräulein von Zabbern, ihres Sieges jetzt gewiß, „von welchem könnt' ich reden, als von unserm unvergleichlichen Ritter Bayard ohne Furcht und ohne Tadel, dem Grafen Geyerstein!“

„In der That?“ erwiderte Melanie, aber so ruhig, als ob Fräulein von Zabbern ihr eben erzählt hätte, daß irgend eine Modehandlung in *** einen neuen Kleiderschnitt erhalten hätte. „Hat sich Madame Bertrand von ihrem Gatten scheiden lassen? dann dürfen wir bald einer Verlobungs-Anzeige in den Zeitungen entgegensehen.“

„Aber Du bist gar nicht erstaunt darüber?“ rief Fräulein von Zabbern, die eine stärkere Wirkung erwartet hatte.

„Und warum erstaunt? Graf Geyerstein ist sein eigener Herr und hat Niemandem von uns Rechenschaft über seine Handlungen abzulegen. Wenn er mit seiner Familie wegen einer solchen Mesalliance übereinkommt, wen sonst dürfte und würde es kümmern?“

„Von einer Heirath ist vor der Hand wohl noch keine Rede,“ rief die junge Dame, die ihr,

wie sie beabsichtigt, das Gift tropfenweise zumaß, „denn der Graf hat den Herrn Bertrand ebenfalls mit dort hingenommen, und er wie seine Schöne sind angeblich die Pachtersleute auf dem Gute. Eigentlich ist es ein wunderliches Verhältniß, in dem sich die beiden Herren da einander gegenüberstehen; aber dort in der Wildniß kann man sich über Manches hinwegsetzen, und Monsieur Bertrand wird wohl schon seinen Nutzen dabei finden.“

„Herr von Zühbig hat sich wohl sehr auf seiner Reise amüsirt?“

„Außerordentlich, und eine Menge Fährlichkeiten dabei erlebt. Einmal brach ihm ein Rad, gerade in der Nähe des „Baron Geyfeln,“ wie Monsieur Bertrand ja jetzt, ich weiß nicht, von wem geadelt, heißt, und er übernachtete dort. Uebrigens hat er mich gebeten, keinen Gebrauch davon zu machen; Baron Geyfeln hat ihn selber darum ersucht, hier in *** nichts davon zu erwähnen, daß er ihn gefunden hätte. — Doch Rosalie bleibt lange. Ist sie noch immer bei der Mama drüben?“

„Wahrscheinlich — sie wird später herüberkommen, um sich ankleiden zu lassen.“

„Dann werde ich doch lieber einmal zur Ma=

ma hinüberspringen und auch gleich der lieben Excellenz meinen Glückwunsch zu dem heutigen Tage bringen. Sie ist doch wohl?"

„Ganz wohl."

„Und was stickst Du da Schönes? — das ist ja ganz prachtvoll — ein reizendes Muster. Was wird denn das?"

„Eine Cigarrentasche."

„Also nicht für den Papa, denn der raucht nicht."

„Nein."

„Aha — ein Geheimniß — nun auf Wiedersehen, mein süßes Herz — auf Wiedersehen, ich habe Dich lange genug gestört." Und ihre vorhin abgelegten Garderobestücke mit Hülfe Louisens, die ein stummer, aber erregter Zuhörer des ganzen Gespräches gewesen war, wieder anlegend, rauschte Fräulein Francisca aus dem Zimmer, in dem sie bitteres Weh, weit ärger, als sie wohl je geahnt, ausgesäet hatte.

Melanie war schweigend aufgestanden, sie bis zur Thür zu begleiten — ihr Kuß brannte noch auf ihren Lippen, und eben so still wollte sie wieder zurück zu ihrem Stuhle gehen, als ihr Blick auf das mitleidsvolle, theilnehmende und für sie ängstlich besorgte Antlitz Louisens fiel.

„Meine liebe, liebe Melanie," flüsterte die Gouvernante, „glauben Sie um Gotteswillen nicht, was das Fräulein Ihnen erzählt hat. Fräulein von Zahbern ist nicht wählerisch in ihren Neuigkeiten, und der Stadtklatsch zieht Alles in den Staub, was er erreichen kann."

Melanie streckte die Hand aus, als ob sie ihr etwas erwidern wollte — aber sie vermochte es nicht. Bis hieher hatte ihre Kraft gereicht, und die Arme um den Nacken des treuen Mädchens schlingend, barg sie das Antlitz an ihrer Schulter und weinte still.

Louise störte sie auch nicht darin; sie wußte aus Erfahrung, daß Thränen den wildesten Schmerz lindern, lösen können, und ließ sie sich ruhig ausweinen. Dann aber, als Melanie ihren Platz am Stickrahmen wieder eingenommen hatte und nur noch den Kopf in die Hand gestützt nach den ziehenden Wolken am Himmel hinaufschaute, sagte sie freundlich: „Es ist nicht wahr. Ich habe die feste, innige Ueberzeugung: es ist nicht wahr. Was Herr von Zühbig— sollte die Kunde wirklich von ihm ausgehen — veranlaßt haben kann, ein solches Gerücht auszusprengen, weiß ich nicht, daß aber Graf Geyerstein sich mit dieser Frau so weit einlassen sollte, in ein solches, ihrem Manne gegen-

ıtwürdigendes Verhältniß zu treten,
ıube ich nicht, und wenn" — Louise
selber über das Feuer erschrecken, mit dem
Grafen vertheidigte, denn ruhiger setzte
ƶlich hinzu — „wenn selbst ein anderer
es bestätigte, als der des Fräuleins von
n."

)och, Louise — doch — es ist wahr," flü=
eise Melanie, „jedes Wort, das sie gesagt, ist
so oft sie sonst auch übertreiben mag. Eine
ıe Lüge läßt sich erfinden und verbreiten, nicht
ılches Gewebe von Thatsachen, und daß —
Geyerstein jene Frau liebt — deß bin ich
Zeuge."

Sie selber?"

Ja — fragen Sie mich nicht weiter, Louise,
— ich habe die Beweise, und was mich am
:en schmerzt, ist nur, daß ich noch schwach ge=
gewesen bin, das so zu fühlen und — wie
fast fürchte — der Zahbern verrathen zu ha=
Jetzt ist das vorbei; ich habe mich selber
ıer, und wenn mein Herz noch thörichter Weise
jenem Manne hing, dem es sich in erster Nei=
g zugewandt, so ist das jetzt vorbei — vorbei
immer. Ihnen, Louise, konnte ich das sagen;
weiß, wie lieb Sie mich haben, wie gut und

treu Sie sind, und daß ich Ihnen vertrauen darf, wie einer Schwester. Ihnen war ja auch meine unglückselige Neigung kein Geheimniß, aber jetzt lassen Sie es abgethan — geschlossen sein zwischen uns. — Eine flüchtige Leidenschaft für jene schöne, verlockende Frau hätte ich ihm vielleicht verzeihen können — ein Verhältniß aber ihrem Gatten gegenüber, in das kein Ehrenmann treten würde, mag ihm Gott vergeben, ich kann es nicht. Wenn von jetzt an der Name des Grafen von Geyerstein noch zwischen uns genannt wird, so sei es als der eines fremden — gleichgültigen Menschen."

„Und wollen Sie Geyerstein nicht gestatten, sich zu vertheidigen?"

„Wie kann er es?" fragte Melanie schnell, und hat er selbst nur den Versuch gemacht? Er weiß, daß ich das Verhältniß kenne, wenn er auch vielleicht nicht ahnt, daß ich jetzt von seinem ganzen Umfange unterrichtet bin. Von da an mied er selber unser Haus, meine Nähe, und ich bedurfte fast keines stärkern Beweises, als dieses stille Eingestehen seiner Schuld. Lassen Sie es deßhalb abgethan sein, es ist das viel besser so, als wenn wir ihn noch vielleicht nöthigten, Unwahrheiten und Beschönigungen mir gegenüber zu

versuchen. Ich kann ihn nicht mehr achten — ich möchte ihn nicht auch noch verachten lernen."

„Der arme Graf!" seufzte Louise, „und wenn er nun doch unschuldig wäre, wenn irgend ein unglückseliges Mißverständniß...."

„Beruhigen Sie sich, Louise; das ist es nicht. Hätte ich mich nicht selber überzeugt — wüßte ich nicht drei, vier verschiedene Fälle, in denen er mit jener Frau in Verbindung stand, ja, ich würde es auch glauben. Madame Bertrand hat ihn aber sogar verkleidet auf seinem Zimmer besucht — verlangen Sie einen stärkern Beweis?"

„Das wäre allerdings stark genug, wenn es erwiesen..."

„Es ist erwiesen und die Sache erledigt. Gott sei Dank, ich habe mich selbst wiedergefunden, und keine solche Schwäche soll mich je mehr überwältigen. Aber still; ich glaube, Rosalie kommt zurück und wird ihren Putz in Ordnung bringen wollen."

„Es ist die Excellenz," sagte Louise, „ich höre ihre Stimme."

„Meine Mutter?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Ihre Excellenz die Frau Kriegs-Minister von Ralphen betrat mit Rosalie das Zimmer.

„Fräulein, haben Sie die Güte, Rosalien ankleiden zu lassen," sagte sie, zu der Gouvernante gewandt, „ich wünsche mit meiner Tochter etwas zu besprechen. Geh, mein Kind, und komme nachher wieder hinüber zu mir — ich erwarte Dich in einer halben Stunde."

Die Gouvernante verließ, dem Winke gehorsam, mit ihrem Zögling das Gemach, und Frau von Ralphen, langsam zu Melanie tretend, neben deren Stuhl sie sich auf denselben Fauteuil niederließ, in dem vorhin Fräulein von Zahbern gesessen, sagte freundlich: „Mein liebes Kind — aber ich dächte fast, Du hättest geweint; Deine Augen sehen so verschwollen aus. Fehlt Dir etwas?"

„Nichts, liebste Mutter, nur ein wenig Kopfschmerz hatte ich, und selbst den kaum mehr, denn seit der letzten Viertelstunde fühle ich mich um Vieles leichter."

„Desto besser, denn ich habe ein paar ernste Worte mit Dir zu reden."

„Liebe Mutter!"

„Graf Selikoff war vorhin bei mir, um Abschied zu nehmen. Er war auch vorher bei Dir, und Du weißt, daß er in Familien-Angelegenheiten nach Petersburg muß. Wie lange er sich dort

aufhalten wird, hängt allerdings von Umständen ab; er hofft aber doch in sechs bis acht Wochen spätestens wieder zurück zu sein, und hat mich indessen feierlich um mein Fürwort bei Dir gebeten."

Melanie ließ die Hand mit der Nadel, die sie gehoben hatte, in ihrer Arbeit fortzufahren, wieder inken und sah still vor sich nieder, und die Muter, die sie kurze Zeit beobachtete, fuhr mit langamer, aber eindringlicher Stimme fort: „Ich rauche Dir die Vortheile nicht auseinander zu etzen, die für Dich wie für uns Alle aus einer Verbindung mit einem so edlen und angesehenen Hause entstehen würden; *Vortheile* sollen auch einen Einfluß bei meiner Tochter auf die Wahl ines Gatten haben, denn, Gott sei Dank, wir önnen und *dürfen* die höchsten Ansprüche machen nd stehen *Keinem* nach. Aber Selikoff ist auch in liebenswürdiger und braver Mensch, mit dem ine Frau schon hoffen darf, glücklich und angeehm zu leben, und ich möchte Dir die Sache iermit warm und dringend an's Herz gelegt haen. Eine Zeit lang glaubte ich einmal — und h meine sogar, ich hätte Ursache dazu gehabt —, aß Graf Geyerstein sich um Dich bewerbe, und aß Du selber ihm nicht abgeneigt wärest. Ich

hätte allerdings nicht das Geringste gegen Geyerstein einzuwenden; er ist aus edlem Geschlecht, ein braver und wackerer Mann, und der Vater hat ihn besonders gern und hält große Stücke auf ihn, aber — Selikoff ist denn doch eine bessere und schicklichere Partie für Dich, und ich habe mit Genugthuung gesehen, daß Du selber so zu denken scheinst. Graf Geyerstein mag das auch wohl fühlen, denn er hat sich in letzter Zeit fast auffallend zurückgezogen."

Die Mutter schwieg eine kleine Weile, die Wirkung zu beobachten, die ihre Worte auf die Tochter machen würden. Melanie aber erwiderte kein Wort, regte sich nicht, und die alte Excellenz fuhr fort:

„Graf Selikoff hofft, daß er Dir nicht ganz gleichgültig sei. Er hat — schüchtern, wie er ist — freilich noch nicht gewagt, Dich selber darum zu fragen, er ist aber bei mir gewesen, und mich ohne Umschweife offen und ehrlich gebeten, ein Fürwort für ihn bei Dir einzulegen, also förmlich und in aller Ordnung bei mir, der Mutter, um Deine Hand geworben. Eben so einfach und ohne alle Umschweife frage ich also Dich jetzt, Melanie: willst Du die Gattin des Grafen Selikoff werden?"

„Liebste, beste Mutter…"

„Laß mich eine einfache Antwort haben, Ja der Nein; Selikoff selber hat Dir noch Zeit mit er Antwort gelassen, bis er zurückkommt; nur ür mich verlange ich sie, um darüber beruhigt u sein; denn diese Ungewißheit reibt mich auf, nd das vertragen meine Nerven nicht. Hast Du twas gegen ihn einzuwenden?“

„Nein!“

„Also darf er hoffen, daß Du ihm Deine Hand eichst, Dich wenigstens mit ihm verlobst, sobald r zurückkehrt, denn die Vorbereitungen zu Deiner Vermählung sind nicht so im Nu beendet, wie die ungen Leute gar nicht selten glauben. — Also: Ja oder Nein?“

„Ja!“ hauchte Melanie.

„Ich danke Dir, mein liebes Kind,“ sagte die Mutter mit einiger Rührung, denn sie freute sich, daß ein Lieblingsplan von ihr zur Wahrheit geworden war, und fühlte doch auch dabei, daß Melanie noch irgend etwas auf dem Herzen hatte, das nicht so ganz mit diesem Ja übereinstimmte, ihr also dadurch vielleicht ein Opfer brachte. Sie hütete sich aber wohl danach zu fragen, denn sie fürchtete und haßte jede Aufregung. Die Hauptsache war überdies erledigt, und alles Andere konnte nicht weiter in Betracht kommen.

„Meinst Du da nicht vielleicht,“ setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „daß wir dem armen Grafen ein paar Zeilen schreiben sollen, ihn aus seiner Ungewißheit zu reißen?“

„Nein, ja nicht!“ bat Melanie rasch.

„Ich meine nicht eine bestimmte Zusage; nur ein paar freundliche Worte, die ihm Hoffnung machen und seine Rückkehr zu uns vielleicht beschleunigen — wenn er sich überdies nicht schon genug beeilt, seine Geschäfte zu beenden.“

„Nein, Mama — bitte, nein! Ich kann ihm nicht schreiben, ehe er selber bei mir um meine Hand geworben hat, und — ich möchte auch weiter keine Vermittelung in einer so wichtigen Sache haben. Er hat sich selber diese Frist gestellt, wir dürfen sie auf keinen Fall kürzen.“

„Du hast recht,“ sagte die Excellenz, „das sähe am Ende gar aus, als ob wir es nicht erwarten könnten. Uebrigens scheint er fast einen Brief zu erhoffen, denn er hat mir seine Adresse in Petersburg dagelassen.“

„Kehrt er zurück,“ sagte Melanie, „so ist es früh genug, und ich selber brauche die Zeit, mich zu sammeln und — darauf vorzubereiten. Es ist ein wichtiger Schritt, den ich zu thun gedenke — ein Schritt, von dem es keinen Rückweg giebt.

Laß mir, liebe Mutter, die mir dazu gegönnte Zeit ungeschmälert, damit ich mich nicht vorher schon als gebunden zu betrachten brauche — versprich mir das."

„Von Herzen gern, liebes Kind; guter Gott, die kurze Zeit wird überdies so rasch verlaufen, daß man am Ende gar nicht weiß, wo sie geblieben ist, und ich habe noch so erstaunlich viel zu thun! Jetzt mach' mir aber auch kein so trauriges Gesicht mehr; das ist kein Gesicht, wie es sich für ein glückliches Bräutchen schickt. Apropos, ich habe der Rosalie zu ihrem Geburtstage heute Gesellschaft gebeten — ihre gewöhnlichen Spielkameraden und Freundinnen aus der Tanzstunde. Komm später ein wenig zu uns herüber, das wird Dich zerstreuen."

„Weiß Papa darum?" fragte Melanie, ihre Augen zu der Mutter hebend.

„Um die Kindergesellschaft? — Ja so, Du meinst Selikoff's Antrag? — Nein, er war nicht zu Hause. Es wird ihm nicht so ganz recht sein; ich weiß, er hat sich zu Deinem Gatten einen Andern ausgedacht, aber er schätzt den jungen Russen doch auch sehr, er weiß, wie gern ihn der Fürst hat, und ist außerdem ein viel zu guter Vater, als daß er Deinem Willen Zwang anthun

sollte. Also beruhige Dich darüber nur vollkommen; ein Einspruch von seiner Seite ist nicht zu fürchten. — Aber ich sitze hier und schwatze und schwatze, und drüben warten eine Menge Geschäfte auf mich. Also adieu, meine liebe Melanie, adieu. Sei wieder freundlich — nicht so ernst, mein liebes — glückliches Bräutchen!" Und die Tochter umarmend und küssend, nickte sie ihr noch einmal zu und verließ dann rasch das Zimmer.

---

## 22.

Herr von Zühbig hatte an diesem Morgen außerordentlich lange geschlafen, um sich von den gehabten Strapazen gehörig auszuruhen, war dann in sein Bureau gegangen, die nöthigen und laufenden Geschäfte zu ordnen, und schlenderte danach langsam einem Frühstückskeller zu, eine Erfrischung einzunehmen.

Es war das ein Platz, der ausschließlich von der haute volée besucht wurde — Herr von Zühbig wäre auch sonst nicht hingegangen. Besonders fanden sich die Cavallerie-Officiere gern hier des Morgens zusammen, und der Intendant hatte viele Freunde unter dem Militair, dem einst selber angehört zu haben sein Stolz war.

Das höchst elegant eingerichtete Lokal wurde selbst den Tag über von Gasflammen erhellt, da Tageslicht nie hineindringen konnte, und weiche Plüschsopha's zogen sich an den Seiten hin, und

kleine, durch schwere Gardinen abgeschiedene Räumlichkeiten bildeten traulich gemüthliche Plätzchen, in denen sich ein paar Zecher hübsch abgesondert von den Uebrigen halten konnten.

Von Zühbig war aber gesellschaftlicher Natur; er gehörte zu den Persönlichkeiten, die ein stilles, zurückgezogenes Familienleben nur dem Namen nach kennen — wenigstens davon gehört hatten, wenn sie auch nicht daran glaubten, und eigentlich nur, wie der Jäger sagt, „in Rudeln" gefunden werden. Morgens war er in seinem Bureau oder auf der Promenade, bei schlechtem Wetter im Café oder Delicatessenkeller — Nachmittags hier oder da mit Freunden zusammen, und Abends im Theater oder beim Whist. Aus diesem Grunde verschmähte er auch die kleinen abgeschiedenen Lokale, nannte sie „Gefangenzellen" und protegirte den langen Gesellschaftstisch, an dem er hoffen durfte, mit Gleichgesinnten zusammenzutreffen.

Heute hatte er übrigens dazu eine ungünstige Zeit gewählt. Es war noch zu früh oder schon zu spät für die gewöhnlichen Gäste, und von Zühbig befand sich hinter einem Glas altem Madeira und einem Teller mit Caviar ganz allein in dem Lokal und keineswegs so gemüthlich, wie er es erwartet haben mochte. Vergebens hatte er auch,

in einer Art von Instinkt, dann und wann nach den Fenstern geschaut, ob nicht etwa neue Ankömmlinge sein Loos erleichtern wollten. Die Fenster waren nämlich blos Imitationen von wirklichen, thatsächlichen Lichtverbreitern; sie bestanden aus Spiegelglas und warfen ihm stets nur sein eigenes unzufriedenes Bild zurück.

„Garçon!“ rief Herr von Zühbig.

„Zu Befehl, Ew. Gnaden.“

„Der Madeira ist heute abominabel — der muß auf einem Häringsfaß gelegen haben.“

„Bitte tausendmal um Verzeihung, Ew. Gnaden — er hat in Flaschen dreimal die Linie passirt.“

„So? — in der That? dann ist er oder ich jetzt an der andern Seite vom Aequator — aber Sie sprechen wahrscheinlich von dem Caviar. Der schmeckt wirklich so, als ob er dreimal die Linie passirt haben könnte. Er ist ganz ranzig.“

„Der beste russische, der nur zu bekommen war.“

„Ein hartes Brödchen haben Sie mir auch dazugegeben, und die Citrone hier hat wahrscheinlich eine ägyptische Mumie einige Tausend Jahre zur Verzierung in der Hand gehalten. Mit solchen Waaren ist es kein Wunder, daß die Gäste ausbleiben, und ich scheine hier als Letzter der

Mohikaner die Reste zu verzehren. Fürchten Sie sich nicht, den Keller hier so allein zu bewohnen?"

Der Kellner lächelte verlegen, und Herr von Zühbig trank seinen Madeira aus und schob das Glas von sich."

„Geben Sie mir noch einen Schnitt, aber aus einer andern Flasche; ich fürchte, diese ist aus Versehen irgendwo zurückgeblieben, als ihre Kameraden auf Reisen gingen."

„Herr von Zühbig — richtig wie ich gehofft," sagte in diesem Augenblicke eine feine Stimme, und durch die halbgeöffnete Thür schaute das vergnügte Gesicht des Baron Silberglanz, während er jetzt in's Zimmer glitt und, von dem Kellner unterstützt, Hut und Paletot ablegte.

„Wirklich noch ein Mensch!" rief der Intendant. „Mein guter Baron, Sie sind wohl auf einer Entdeckungsreise begriffen, mich, als einen Verschollenen, irgendwo an den unwirthlichen Ufern des Eismeeres aufzusuchen. Sie kommen zur rechten Zeit — eine Hundekälte herrscht überhaupt hier, und ich habe mich in Ermangelung eines Bessern die letzte Zeit über schon mit Fischeiern und Thran, welchen jener junge scherzhafte Mensch Madeira nennt, ernähren müssen."

„Ich habe Sie in der That gesucht, bester In-

sagte der Baron, indem er sich neben
ı Zühbig niederließ. — „Garçon, mir
diesen Fischeiern und Thran — und
auf Ihrem Bureau, Sie dort zu finden."
reiner Anhänglichkeit oder aus einem
Grunde?"
)es — zuerst wollte ich mich erkundigen,
en die Fahrt bekommen ist."
ctrefflich, wie Sie sehen; ich habe sogar
robuste Constitution mitgebracht, daß ich
nde bin, d i e Kost hier zu vertragen. Dar=
.so beruhigt, mit was kann ich Ihnen wei=
nen?"
a, mein bester Herr von Zühbig — Sie
e wissen doch, daß ich Sie schon früher ge=
hatte, mir sicher für die neue Oper eine
reserviren zu lassen?"
Allerdings."
Das wollte ich Ihnen gern noch einmal an's
legen, daß Sie es ja nicht vergäßen. Ich
es einer befreundeten Familie fest versprochen
möchte nicht wortbrüchig werden."
„Das ist allerdings viel Aufopferung," ver=
:rte Herr von Zühbig, „daß Sie sich, nur um
Versprechen zu halten, dem hiesigen Madeira
Caviar aussetzen. Weiter war es nichts?"

„Weiter? — nein — nicht daß ich wüßte — Ihre Gesellschaft allerdings ausgenommen“ — von Zühbig verbeugte sich leicht und lächelnd. „Allein schmeckt mir der Wein auch nicht,“ fuhr der Baron fort, „und es plaudert sich am Besten zu Zweien. Apropos, haben Sie auf Ihrer letzten Reise einige Jagden mitgemacht?“

„Nein, Sie wissen ja, ich hatte keine Zeit dazu?“

„Sonst — haben Sie keine Bekannten unterwegs getroffen.“

„Sonst? — ah so, Sie meinen außer dem Monsieur Bertrand und seiner schönen Frau,“ erwiderte Herr von Zühbig, und ein eigenes Lächeln zuckte um seine Lippen. Er wußte jetzt, wo hinaus sein theilnehmender Freund wollte, und mit einigem trocknen Humor, den er besaß, fühlte er sich gerade in der Stimmung, ein halb Stündchen Zeit damit zu tödten, Herrn von Silberglanz ein wenig zu dupiren. — Er konnte ihn außerdem nicht leiden — vielleicht nur weil ihn Frau von Zühbig protegirte — vielleicht, weil er im Stillen den neugebackenen Adel mit Geringschätzung betrachtete. Viele, sehr Viele der haute volée, Herr von Zühbig nicht ausgenommen, würden sich auch wenig um den jungen Baron mit seinem unangenehm eitlen Wesen gekümmert und ihn

ollständig links liegen gelassen haben, wenn —
.e ihn eben hätten entbehren können. Herr von
Silberglanz war aber sehr reich und gegen den
ohen Adel — zu dem zu gehören er den größten
Stolz fühlte — sehr liberal, und die Consequenz
araus ist leicht zu ziehen.

Herr von Zühbig brauchte ebenfalls sehr häufig
Geld, und je nachdem dieses Bedürfniß stieg oder
ank, stieg und sank auch zugleich sein Freund-
chafts-Thermometer für den Baron. Ganz fallen
assen konnte er ihn aber nie, und unter vier Augen
oder im kleinen Familienkreise war er die Herz-
ichkeit selber; öffentlich jedoch machte er keinen
Staat mit ihm und vermied ihn, wo es nur irgend
chicklicher Weise geschehen konnte.

„Nein, lieber Freund," setzte von Zühbig deß-
halb, wie sich besinnend, hinzu, „nicht daß ich
wüßte. Keinenfalls irgend eine vorragende Per-
sönlichkeit, für die Sie sich besonders interessiren
würden."

„Eigene Sache das, mit jenem Monsieur Ber-
rand und seiner Frau!" sagte Silberglanz nach
einer kleinen Pause, in der er an seinem Madeira
langsam gesogen.

„Höchst eigen, in der That!" erwiderte von
Zühbig, seinem Beispiele folgend.

„Daß sich der Mann zu einer solchen Rolle hergiebt!“

„Er wird es bald satt bekommen.“

„Und die Frau?“

„Hat es schon lange satt.“

„Glauben Sie wirklich?“

„Lieber Silberglanz, von glauben kann keine Rede mehr sein, wenn es Einem mit dürren Worten gesagt wird.“

„Aber das erwähnten Sie doch nicht?“

„Weil ich vor meiner Frau von jener Georgine so wenig wie möglich sprechen wollte, denn das arme Kind ist fabelhaft eifersüchtig, und oft ohne den geringsten Grund; wahrhaftig, Baron, ohne den geringsten Grund. Apropos, Silberglanz, Sie Schelm Sie! ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie in so genauer Verbindung mit der Bertrand gestanden haben.“

„Ich, lieber Zühbig? Bitte, sprechen Sie nicht so laut, der Kell er da drüben spitzt seine Ohren schon, das — war auch gar nicht der Fall.“

„Bst, bst, Männchen, keine Flausen!“ drohte ihm von Zühbig lächelnd mit dem Finger; „wenn eine Frau einmal das eingesteht, was mir die schöne Georgine eingestanden hat, da ist's nachher nicht mehr richtig, und mir machen Sie in der

Hinsicht nichts mehr weiß. — Aber was geht's mich an! das ist eine Sache, die Jeder mit sich selber auszumachen hat, und ich wäre der Letzte, der Sie deßhalb tadelte."

„Aber was hat sie Ihnen nur gesagt?" flüsterte der Baron, dem jetzt selber daran lag, etwas zu erfahren, von dem er fast überzeugt war, daß es ein Mißverständniß sein müsse, hätte ihn von Zühbig's Ruhe und Sicherheit nicht wieder irre gemacht. — „Was kann sie Ihnen um Gotteswillen gestanden haben?"

„Daß sie sich unglücklich in dem Verhältniß fühle, und daß ihr ein Freund fehle!" flüsterte von Zühbig.

„Ein Freund?"

„Ja — noch Einer," sagte der Intendant. „Zwei hat sie, die scheinen ihr aber noch nicht genug zu sein — sie sagte, sie müßte Jemanden haben, der es ehrlich mit ihr meinte."

„Ehrlich?"

„Nun, das sind so Redensarten."

„Aber was habe ich damit zu thun?"

„Sie sagte mir ferner," fuhr von Zühbig fort, „daß sie hier in der Residenz eine Bekanntschaft gemacht habe — aber Verhältnisse wären damals störend dazwischengetreten — sie nannte keinen

Namen, aber sie versicherte mir, das sei ein Ehrenmann gewesen."

„Da war ja aber doch von mir noch immer keine Rede."

„So? aber kurz vorher hatte sie mich gefragt, ob ich einen gewissen Baron Hugo von Silberglanz in der Residenz kenne, und als ich es bejahte und ihr versicherte, daß er zu meinen speciellen Freunden gehöre, wurde sie so roth, wie Blut nur machen kann."

„In der That?"

„Und als ich fortging und uns ihr — Mann einen Augenblick verlassen hatte, trug sie mir wohl keinen Gruß an Sie auf, he? und hat mir wohl nicht dabei freundlich gesagt, ich möchte den Namen ihres stillen Aufenthaltes Schildheim nicht vergessen?"

„Hat sie das in der That?" sagte von Silberglanz, und wie in Gedanken leerte er sein Glas Madeira und schlug mit dem Messer daran, es von dem herbeischnellenden Garçon wieder füllen zu lassen.

„Ich denke doch," sagte von Zühbig, als der Kellner mit dem Glase durch eines der Fenster verschwunden war, „daß eine Dame eigentlich nicht gut mehr zu verstehen geben könnte."

Baron von Silberglanz schüttelte lächelnd mit
dem Kopfe. „Und doch haben Sie die Donna
falsch verstanden," sagte er, „sie hat mich auf
keinen Fall damit gemeint — wahrscheinlich den
Grafen selber. Sie weiß, daß Sie mit ihm befreundet
sind, und wünscht, allem Vermuthen nach,
ihn auf eine feine Weise wissen zu lassen, daß sie
— eben Langeweile hat."

„Lieber Freund!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, nicht anders.
Und wenn es wirklich anders wäre, was hälfe es
mir. Jener Ort — Schildheim nannten Sie ihn?"

„Ja wohl."

„Nun ja, jener Ort liegt Gott weiß wie weit
von hier entfernt — im Mecklenburgischen, nicht
wahr?"

„Allerdings."

„Nun sehen Sie, und vielleicht weit von einer
Eisenbahn."

„Etwa sechs Stunden zu fahren."

„Entsetzlich — aber das ist ja kaum möglich.
Da irren Sie sich, lieber Zühbig. In letzter Zeit
sind mehrere Eisenbahnen dort gebaut, daß man
wohl kaum sechs Stunden von einem Geleis zum
andern hat. Sechs Stunden vielleicht zu gehen."

„Bitte um Verzeihung; zu fahren."

„Wie heißt denn die nächste Station?“

„Kolbendorf,“ erwiderte von Zühbig, und mußte sich Mühe geben, das Lächeln zu verbergen, das ihm wider Willen um die Lippen zuckte. Er durfte natürlich nicht merken, daß von Silberglanz alle nöthigen geographischen Kenntnisse unter der Hand zu sammeln wünsche.

„Lauter fremde Namen,“ sagte der Baron gleichgültig. „Ja, wenn der Ort auf meinem Wege nach Paris läge, machte ich vielleicht des Spaßes halber auf der Hin- oder Rückreise einen Abstecher da hinüber.“

„Wollen Sie nach Paris, Baron?“

„Ich muß dahin — in Geschäften für meinen Papa, den alten Baron. Die Zeit ist aber noch nicht bestimmt und hängt eben von Umständen ab. Wahrscheinlich werde ich den Rest des Winters dort zubringen.“

„Ach, da beneide ich Sie; wer da mitkönnte!“ seufzte von Zühbig, indem er von seinem Sitze aufstand und an sein Glas schlug.“

„Sie wollen schon fort?“

„Ja, ich werde nervös, wenn ich noch länger hier in dem einsamen Keller sitzen bleibe. Ich habe schon jetzt ein Gefühl, als ob wir durch irgend einen tückischen Zufall verschüttet wären

und nun erst, nach einigen Tausend Jahren, bei gelegentlicher Bohrung eines Brunnens, als getrocknete Ueberreste eines vorsündfluthlichen Menschengeschlechts wieder an die freie Luft gebracht würden. Hier, Garçon, für Ihren frischen Madeira und alten Caviar der Sündenlohn — das für Sie, für schlechte Bedienung — à revoir."

„Danke unterthänigst," lächelte der Kellner.

„Aber so warten Sie doch nur einen Moment!" rief von Silberglanz, seinen Wein rasch austrinkend, „ich begleite Sie."

„Sehr wohl," sagte von Zühbig, dem daran nicht einmal besonders viel lag; der Baron war aber bald an seiner Seite, und die beiden Männer stiegen zusammen die Kellertreppe hinauf, die sie wieder in Licht und Sonnenschein und an die frische, wenn auch kalte, Luft führte.

Wie sie das Trottoir betraten, ritt ein Cuirassier-Officier im Schritt vorüber, ohne sie jedoch zu sehen. Er hielt den Zügel locker in der Hand und sah ernst und schweigend, den Kopf weder rechts noch links drehend, vor sich nieder.

„Graf Geyerstein," flüsterte der Baron seinem Begleiter zu, und als ob der Graf seinen ausgesprochenen Namen gefühlt habe, denn die Klänge des gelispelten Wortes konnten sein Ohr

nicht erreichen, drehte er langsam den Kopf nach ihnen um. Die beiden Herren lüfteten die Hüte; der Graf erwiderte den Gruß, indem er seinen Arm nur etwas hob, und ritt vorbei.

„Wetter auch," sagte von Zühbig, „wie blaß und elend Geyerstein geworden ist, seit ich ihn nicht gesehen habe! Ich hätte ihn fast gar nicht wieder erkannt."

„Sehnsucht nach Urlaub vielleicht," schmunzelte Silberglanz. „Es geht doch nichts über eine freie, ungebundene Existenz." Und seinen Arm vertraulich in den von Zühbig's legend, wollte er mit ihm die breite Hauptstraße hinaufschlendern. Daran lag aber diesem nichts.

„Sie wollen dort hinauf?" sagte er.

„Wohin Sie gehen; die Richtung ist mir vollkommen gleichgültig. Bis zum Diner habe ich weiter gar nichts vor."

„Aber ich desto mehr, bester Freund," erwiderte der Intendant. „Sie haben recht; es geht nichts über eine freie, ungebundene Existenz, ich aber gehöre mit zu jenen armen, geknechteten Menschenkindern, die nicht einmal eine eigene Zeit besitzen. Ich muß noch einmal auf mein Bureau, einige Briefe zu beantworten."

„Schön, dann begleite ich Sie wenigstens bis

14*

zur Thür," sagte der nicht so leicht abzuschüttelnde Silberglanz, und dagegen konnte Herr von Zühbig nichts einwenden. Das Theater lag aber nur eine sehr kurze Strecke von dort entfernt, und hier verabschiedete sich denn wirklich der Baron, irgend wo auf der Promenade einen andern Bekannten aufzutreiben, dem er sich in Ermangelung Zühbig's anhängen könnte.

---

## 23.

Wir haben Georg verlassen, als damals der alte Tobias auf seinen Befehl aus dem Hofe gejagt wurde. Damit war er allerdings für den Augenblick den Burschen los; daß dieser aber, über die Behandlung wüthend und von Branntwein und Aerger aufgeregt, in's Dorf hinabgehen und dort sein Geheimniß ausschreien würde, ließ sich voraussehen — und was dann? Wie unangenehm mußte selbst hier auf dem Gute Georg's Stellung werden, wenn die Bauern von Schildheim, ja, seine eigenen Knechte erfuhren, daß er unter einem angenommenen Namen hieher gekommen wäre! und wie erst sollte sich sein Verhältniß zu den benachbarten Gutsbesitzern stellen, wenn aus dem Baron von Geyfeln der frühere Kunstreiter Monsieur Bertrand wurde? Er selber hätte sich vielleicht darüber hinweggesetzt, aber würde Georgine dieses einsame Leben ertragen, wenn sie

von da an nur auf ihre eigene Familie angewiesen blieb?

Selbst der frühere Besuch von Zühbig's — wenn auch seit der Zeit Wochen vergangen waren — kam ihm wieder in's Gedächtniß und zeigte ihm mehr und mehr, daß sein Geheimniß bald kein Geheimniß mehr bleiben würde. Die Bosheit des alten Possenreißers und der Zufall hatten sich in die Hände gearbeitet, und er sah mit recht bitteren, sorgenden Gefühlen der Zukunft entgegen.

Vor Allem mußte er aber jetzt erfahren, was unten im Dorfe vorgefallen sei, oder noch geschehe, und er schickte deßhalb den Verwalter mit einem gleichgültigen Auftrage zum Sternenwirth hinunter. Dort sollte er nebenbei erfragen, ob Mühler im Krug noch eingekehrt oder seinen Weg gleich weiter gezogen sei.

Das abgemacht, setzte er sich hin und schrieb einen ausführlichen Brief über die Erlebnisse der letzten Wochen, besonders über sein Begegnen mit Herrn von Zühbig, an Wolf und sprach darin die Befürchtung aus, daß seine Stellung hier nicht lange mehr haltbar sein würde; denn zogen sich die benachbarten Gutsbesitzer von ihm zurück, so sah er voraus, wie unglücklich sich Georgine fühlen und ihm das Leben dann auf jede Art ver-

bittern würde. In dem Briefe theilte er aber auch dem Bruder mit, daß ihn Karl, der Neffe des Alten, heimlich verlassen habe und er jetzt fest entschlossen sei, nach dem Vorhergegangenen, möge sich Georgine darüber geberden, wie sie wolle, den alten Mühler selbst nicht wieder bei sich aufzunehmen.

Den Brief sandte er durch einen besondern Boten auf die nächste Post-Expedition, sagte aber Georginen noch nichts von dem Vorfalle mit ihrem Vater. Da der Alte, wie es nicht anders sein konnte, das Geheimniß Georg's ausgeplaudert hatte, so war es mehr als wahrscheinlich, daß er selber gar nicht beabsichtigte zurückzukehren, und in dem Falle vermied Georg eine fatale Erörterung mit der überhaupt leicht reizbaren Frau. So lange das umgangen werden konnte, sollte es geschehen.

Ungelegen kam ihm in dieser Zeit gerade eine kleine Reise, die er in Geschäften machen mußte. Diese betraf aber seinen Getreideverkauf und ließ sich nicht länger aufschieben, und die Abreise war schon auf den nächsten Morgen angesetzt. Die Vorbereitungen dazu nahmen auch jetzt seine Zeit in Anspruch, und damit beschäftigt, suchte er das unangenehme Gefühl zu bewältigen, das ihn im-

mer und immer wieder beschleichen wollte, wenn er an den letzten Auftritt mit dem alten Trunkenbolde zurückdachte.

Der Verwalter war indessen in das Dorf hinabgegangen und erfuhr dort bald Mühler's letzte Erlebnisse in Schildheim. Ohne daß er eine Frage darnach that, erzählte ihm der Wirth, wie der „Schwiegervater vom Gute“ heute Nachmittag bei ihm vier Flaschen Wein mit dem faulen Tobias getrunken und — nicht bezahlt habe und dann mit einem Bündel in der Hand den Weg am See entlang marschirt sei. Er wollte dabei vom Verwalter wissen, ob der Schwiegervater wiederkomme oder nicht; der Verwalter beruhigte ihn indeß darüber, denn seines Wissens hatte Mühler allerdings nur eine kleine Reise vor, von der er vielleicht schon in zwei oder drei Tagen zurückwäre.

Vom Krug aus ging der Verwalter, ehe er nach dem Gute zurückkehrte, am Bache hinauf. Er hatte dort in der letzten Woche Weiden schneiden lassen und wollte sehen, was da noch zu thun wäre. Der Bach war durch die letzte milde Witterung ziemlich angeschwollen. Das Wetter änderte sich aber; seit Mittag wurde die Luft auf-

fällig kälter, und einzelne Flocken aus dem grauen Himmel verkündeten einen Schneefall für die Nacht.

Der Verwalter schritt rasch am Bache entlang, ohne sich länger als irgend nöthig an den einzelnen Stellen aufzuhalten, und dort angelangt, wo das schmale Wasser eine scharfe Biegung nach Norden machte, wollte er sich eben wenden und in gerader Richtung wieder nach dem Gute hinaufschneiden, als seine Aufmerksamkeit auf einen in seinem Wege liegenden Gegenstand gelenkt wurde. Es war ein alter Hut, der dort, unter einem Weidenbaume auf der Wiese, etwa drei oder vier Schritte vom Wasser entfernt, lag. Er blieb einen Augenblick dabei stehen und drehte ihn mit dem Fuße um; die fragliche Kopfbedeckung sah aber so schäbig und abgenutzt aus, daß er sich nicht zu wundern brauchte, wenn den der Eigenthümer in Ekel fortgeworfen hatte — eher war es ein Räthsel, daß er ihn noch so lange getragen. Die Schneeflocken wurden auch schärfer, der Wind setzte mit größerer Härte ein, und seine Hände in die Taschen schiebend, eilte er, so rasch er konnte, den schützenden Gebäuden des Gutes wieder zu.

In der Nacht fiel ein tüchtiger Schnee. Der Förster schickte allerdings einen Boten auf's Gut,

daß er zwei Füchse stecken habe, und ob der Herr Baron nicht herauskommen wolle, diese zu schießen; Georg aber hatte seine Abreise auf neun Uhr festgestellt, und der Schlitten hielt zur bestimmten Zeit vor der Thür.

Georg hatte mit seiner Frau schon am vorigen Abend seine Reise und die Zeit seiner Abwesenheit besprochen. Als er an diesem Morgen von ihr Abschied nehmen wollte, war sie gerade mit Ankleiden beschäftigt und ließ sich nicht darin stören. Georg ging zu Josephinen hinüber, ihr Adieu zu sagen.

Die Kleine saß bei ihrer Erzieherin am Schreibtisch und arbeitete fleißig. Der Vater nickte ihr freundlich zu und trat dann, während Mademoiselle Adele aufstand, näher zum Tische.

„Es thut mir leid, daß ich Sie störe, Mademoiselle! bitte, behalten Sie Ihren Platz — aber ich werde drei oder vier Tage in Geschäften abwesend sein und wollte nur Josephinen Adieu sagen. Leider bin ich gerade in der letzten Zeit gar zu sehr beschäftigt gewesen, mich viel mit ihr abzugeben. Sind Sie noch zufrieden mit ihr?“

„Recht sehr zufrieden,“ antwortete das junge Mädchen aus vollem Herzen. „Josephine ist ein

braves Kind und macht mir viele, viele Freude; ich darf das wohl in ihrem Beisein sagen."

„Sie glauben nicht, Mademoiselle, wie große Freude Sie mir mit dieser Nachricht machen, und Dir, Josephine, danke ich besonders dafür. Leid hat es mir bis jetzt auch immer gethan, daß Du so allein, ohne Spielgefährtin, besonders den langen Winter hier verbringen mußtest, und ich will Dir jetzt zeigen, daß ich auch dankbar für Dein gutes Betragen sein kann. Sie werden bald noch einen Zögling bekommen, Mademoiselle. Der Geistliche in Sostheim ist gestorben. Sie wissen, er war schon ein Jahr Witwer und hat ein Töchterchen in Josephinens Alter hinterlassen. Das arme kleine Wesen ist dort von der Gemeinde einer Familie zugetheilt worden, in der es sich nicht wohl fühlt, sich nicht wohl fühlen kann. Ich habe deßhalb beschlossen, es zu mir zu nehmen und mit meinem Kinde zu erziehen. Meine Frau ist allerdings noch nicht damit einverstanden und glaubt vielleicht, daß wir dadurch zu große Verantwortlichkeit auf uns nehmen. Sie wird sich aber leicht darein finden, wenn sie die liebe kleine Marie erst kennen lernt."

„Marie heißt sie?" rief Josephine rasch und erröthend.

„Ja, mein Kind.“

„Und ich will ihr gern,“ sagte Adele herzlich, „die Mutter zu ersetzen suchen, so weit das in meinen Kräften steht. Ich glaube auch mit Ihnen, Herr Baron, daß solche Gesellschaft einen glücklichen und segensreichen Einfluß auf Ihre Tochter ausüben wird — nicht gerechnet das gute Werk, das Sie an der verlassenen Waise üben.“

„Ich komme jetzt dort in die Nähe,“ fuhr Georg fort, „und werde das Kind wahrscheinlich gleich mitbringen. Haben Sie die Güte, Alles vorzubereiten, daß es hier eine freundliche Heimath findet. Und Du wirst gut mit Deiner neuen Schwester sein, Josephine?“

„Oh gewiß, Papa, gewiß,“ rief die Kleine, die Hände zusammenschlagend, „ich freue mich so sehr — so sehr auf die — Marie!“

„So bleibe denn hübsch brav, bis ich wiederkomme, und folge der Mademoiselle in allen Dingen. Sie meint es gut mit Dir. Ich selber,“ wandte er sich dann an die Erzieherin, „werde in drei, spätestens vier Tagen zurück sein — leben Sie wohl bis dahin.“ Und seiner Tochter freundlich zunickend, verließ er das Zimmer.

„Wird der Schlitten gehen?“

„Gewiß,“ sagte der Kutscher, trotz dem Thau-

wetter ist doch noch alter Schnee genug liegen geblieben, und heute Nacht hat es eine tüchtige Partie frischen darauf geworfen. Jedenfalls geht er besser als der Wagen."

Georg stieg ein und warf noch einen Blick nach den Fenstern hinauf. Die Georginens waren verhängt, und Fräulein Adele's Zimmer lag nach dem Garten hinaus, aber sie war mit der Kleinen in die dem Hofe zunächst liegende Stube gekommen, den Vater abfahren zu sehen. Das Fenster wurde geöffnet, und Josephine bog sich heraus und winkte fröhlich herab. Der Vater grüßte hinauf, und der Schlitten klingelte lustig zum Thor hinaus der breiten, weiß gedeckten Straße folgend, und zwar in der entgegengesetzten Richtung von Schildheim fort.

Etwa eine Stunde vom Gute entfernt, begegnete der Schlitten einem leichten Reisewagen. Ein einzelner Herr saß darin, aber so bis unter die Augen in Pelz eingehüllt, daß man seine Züge nicht erkennen konnte. Georg achtete auch nicht auf ihn, denn andere Dinge gingen ihm im Kopfe herum, als sich um gleichgültige Reisende zu bekümmern. Der Fremde aber bog sich, als er an ihm vorüber war, rasch aus dem Wagen hinaus und sah ihm nach, so lange er den Schlitten noch

erkennen konnte, dann, sich zu seinem Kutscher wendend, sagte er: „Kanntest Du den Herrn, der da eben an uns vorüberfuhr?"

„Das war der Baron vom nächsten Gute Schildheim," erwiderte der Mann. „Vom Dorfe Schildheim, wohin ich Sie fahren soll, liegt es kaum zehn Minuten oder ein Viertelstündchen entfernt. Sie wollten wohl den Herrn Baron besuchen?"

„Nein," sagte der Fremde, „überdies bleibe ich einen Tag in Schildheim, und wenn ich ja noch hinübergehen wollte, ist er bis dahin jedenfalls zurück. Er wird wohl nur auf die Jagd gefahren sein."

Die Sache interessirte den Kutscher zu wenig, und er antwortete nichts darauf, hieb dagegen auf seine Thiere ein, so bald wie möglich aus dem, ihm immer schärfer entgegenwehenden Nordwinde und in die warme Stube zu kommen, wo er die Gewißheit eines Rasttages hatte. — Die Pferde griffen tüchtig aus, und bald konnten sie von Weitem die rothen Dächer des kleinen freundlichen Ortes und die weite Fläche des See's durch die Bäume herüberschimmern sehen. Der Wagen rollte jetzt in dem flachen Thale hin, und der Kutscher, nach links hinauf deutend, sagte: „Da

drüben liegt das Gut, das der Herr Baron gepachtet hat."

„So? — das ist Schildheim?" sagte der Fremde mit großem Interesse, „also sind wir jetzt auch gleich im Dorfe?"

„Wird nicht mehr lange dauern — da vorn liegt's schon," sagte der Kutscher, und während er mit leisem Schnalzen die Peitsche schwang, legten sich die Pferde von selber mehr in den Zug, als ob sie den ihrer wartenden Hafer und den warmen Stall schon witterten. Es dauerte auch nicht lange, so erreichten sie die ersten Außengebäude, und bald darauf hielt das leichte Fuhrwerk vor dem Stern, an dem sie der Wirth mit abgezogenem Käppchen bewillkommte und Gast wie Pferden vortreffliches Unterkommen versprach.

Zu gleicher Zeit kam von der andern Seite die Briefpost durch das Dorf, hielt am Wirthshause, die Briefe für Dorf und Gut abzugeben, und rasselte dann weiter. Ein Knecht aber, der um diese Zeit immer vom Gute herabgeschickt wurde, etwa eingetroffene Briefe und Zeitungen in Empfang zu nehmen, that die erhaltenen Papiere in einen hierzu bestimmten ledernen Beutel und wollte damit ungesäumt nach Hause zurückkehren, als er von Jemandem angerufen wurde.

Er drehte sich nach der Stimme um und sah den Schulzen mit dem Müller und noch zwei anderen Bauern, die ihm winkten und dann zu ihm herankamen.

„Hör' einmal, Gottlieb," sagte der Erstere, als sie nahe genug waren, sich verständlich zu machen, „was habt Ihr denn gestern auf dem Gute mit dem Tobias angefangen?"

„Wir?" lachte der Knecht, „an die Luft haben wir ihn gesetzt, wie es uns der gnädige Herr geheißen?"

„Wie so, an die Luft gesetzt?"

„Nun, vor's Thor gebracht und laufen lassen. Er war so betrunken, daß er kaum stehen konnte. Hat er uns verklagt?"

„Nein, das nicht," sagte der Schulze, „habt Ihr ihm weiter nichts zu Leide gethan?"

„Nicht das Geringste," erwiderte der Knecht. „Er schimpfte wohl und raisonnirte in Einem fort; aber was ist mit einem besoffenen Menschen anzufangen?"

„Und was machte er, als Ihr ihn vor das Thor setztet?"

„Erst schimpfte er und wollte wieder zurück, dann aber, als wir ihm drohten, drehte er sich

um und torkelte seiner Wege. Wir haben uns nicht weiter um ihn bekümmert."

„Und der Baron auch nicht?"

„Der Baron?"

„Hat sich der auch nicht weiter um ihn bekümmert?"

„Wird sich der mit dem betrunkenen Menschen einlassen!" lachte der Knecht. „Was ist denn aber los, daß ihr Alle mit einander so lange Gesichter schneidet?"

„Weiter nichts," sagte der Müller, „als daß mein Schwiegervater, seit Ihr ihn oben aus dem Gute gejagt habt, nicht wieder, weder hier im Dorfe, noch irgend wo anders gesehen worden ist."

„Und er wäre die Nacht nicht nach Hause gekommen?"

„Mit keinem Schritt."

„Und im Wirthshause ist er auch nicht gewesen?"

„Nein."

„Dann ist er sicher unter irgend einem Baume umgefallen und eingeschlafen," meinte der Knecht, „aber jedenfalls hätte ihn doch heute Morgen die Kälte wecken müssen."

„Wenn ihn die Kälte die Nacht über nicht

umgebracht hat," sagte der Schulze. „Weßhalb habt Ihr ihn denn vom Hofe gejagt?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Gottlieb, „er ist wohl unverschämt gegen den gnädigen Herrn gewesen, denn er war oben bei ihm im Zimmer und hatte ein schrecklich großes Maul, wie uns der Baron hinaufrief; der war aber ganz ruhig und befahl uns nur, wir sollten den Besoffenen vor's Thor bringen und nicht wieder in's Gut hineinlassen."

„Na, Müller," sagte der Schulze, „wenn ihm wirklich was Menschliches begegnet wäre, könntet Ihr Euch trösten — und das Dorf auch. Freude hätten wir an dem Tobias nicht mehr erlebt."

„Das ist wohl wahr," sagte der Müller, „und die Haare würde ich mir deßhalb nicht ausraufen. Es bleibt aber doch immer meiner Frau Vater, und daß mir die Leute später nachsagten — wenn's auch nicht wahr wäre — daß ich ihn draußen auf der Straße hätte liegen und umkommen lassen, das könnt Ihr ebenfalls glauben."

„Dann beruft Euch nur auf uns hier im Dorfe, Müller," beruhigte ihn der Schulze, „Ihr habt an den faulen Strick gethan, was kein Anderer gethan hätte und braucht Euch wahrhaftig keine Gewissensbisse darüber zu machen. Jetzt

wollen wir indessen einmal die Gemeinde aufbieten und sehen, ob wir nicht herausbekommen können, was aus ihm geworden ist. Weit kann er auf keinen Fall gestern mehr gelaufen sein, und ist ihm ein Unglück passirt, so müssen wir ihn ganz in der Nähe finden."

Die Gemeinde wurde zusammengerufen; als Sammelplatz gab es aber natürlich keinen andern und passendern Ort, als den Krug, und hier füllte sich indessen auch die Gaststube mehr und mehr mit eintreffenden und eifrig debattirenden Bauern. Sobald die Gemeinde vollzählig war, wollte man ausrücken. Der hatte aber noch Dies, Jener Das zu Hause zu thun; Andere waren auf dem Felde draußen und mußten erst hereingeholt werden, und die Leute im Wirthshause konnten indessen ihre Zeit nicht besser verwerthen, als daß sie Bier tranken und ihre Pfeifen in Brand hielten.

Das Gespräch drehte sich dabei natürlich ausschließlich um den „faulen Tobias", sein früheres und sein jetziges Leben, seine guten und bösen Seiten, und man kam, trotz allen seinen Fehlern, doch zu dem Resultate, daß man wünschte, es möchte ihm kein Unglück geschehen sein. — Im Stillen hoffte freilich doch ein Jeder, daß er nicht

wieder zum Vorschein käme, denn er war in der letzten Zeit dem Dorfe eine Last geworden.

Eine volle Stunde war mit solchen Vorbereitungen vergangen, und noch immer fehlten Einige. Der Schulze aber erklärte, daß sie jetzt nicht länger warten könnten, rief die Leute in der Stube zusammen und wollte sie eben eintheilen, wie sie nach verschiedenen Richtungen hin ausgehen und ihnen angewiesene Districte absuchen sollten, als der Verwalter in die Stube trat.

„Hört einmal, Ihr Leute," redete dieser die Bauern an, „wie mir eben der Gottlieb sagt, vermißt Ihr den Müllers-Tobias seit gestern. Ist dem so?"

„Ja, Herr Verwalter," sagte der Schulze, „wir wollen eben fort und ihn suchen."

„Dann geht vor allen Dingen einmal am Bache hinauf," sagte der Verwalter, „Ihr wißt, dort, wo das Wasser die scharfe Biegung macht und die beiden Steine stehen, auf denen früher einmal eine hölzerne Bank lag."

„Ist er dort?" riefen Einige durch einander.

„Das weiß ich nicht," sagte der Verwalter, „aber wie ich gestern Abends dort hinaufging, nach den Kopfweiden zu sehen, fand ich nicht weit vom Ufer einen alten Hut, der recht gut dem

Tobias gehört haben kann. Ich habe allerdings weiter nichts von ihm gesehen und mich gestern Abend, an keinen Unfall denkend, auch nicht länger dort aufgehalten, denn das Wetter war mir zu schlecht; aber ich fürchte fast, wenn ihm irgend etwas zugestoßen ist, war's an der Stelle. Ist's Euch recht, gehe ich mit, und finden wir dort nichts, so könnt Ihr Euch ja nachher noch immer eintheilen und die Nachbarschaft ordentlich absuchen."

Gegen den Vorschlag ließ sich nichts einwenden; gab er ihnen ja doch auch ein bestimmtes Ziel, und die ganze Schaar brach lärmend auf, den bezeichneten und nicht sehr entfernten Platz, den sie Alle recht gut kannten, so bald als möglich zu erreichen.

Wie sie vor das Wirthshaus kamen, sahen sie einen fremden Herrn, der allein den Weg zum Gute einschlug.

„Wer ist das, Verwalter?" fragte diesen der Schulze.

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort. „Jedenfalls ein Fremder, der den Baron zu sprechen wünscht — da kommt er aber zu spät, denn der ist heute Morgen verreist."

„Vielleicht ein Bekannter von der Herrschaft?"

„Möglich."

„Er ist vor etwa einer Stunde aus dem Lande unten heraufgekommen," sagte einer der Bauern, „muß auch wohl etwas hier im Orte zu thun haben, denn sein Kutscher sagt, daß er einen Tag hier bleiben wolle."

„Dann müßte er ja aber unserm Herrn begegnet sein."

„Vielleicht ein Getreidehändler — die reisen jetzt im ganzen Lande herum, das liebe Gut aufzukaufen, und wenn sie's uns um einen Spottpreis abgeschwatzt haben, machen sie nachher ihre eigenen Preise und treiben's in die Million 'nauf."

Aber die Leute hatten jetzt andere Dinge im Kopfe, als sich diesen über den Fremden zu zerbrechen. Rechtsab bogen sie von der Straße, dem Wassercurs aufwärts folgend, und während einige der jüngeren Burschen lange Stangen mit Haken trugen, den Bach damit auszufühlen, liefen andere voraus, den Hut wiederzufinden und sich damit der genauen Stelle zu versichern, in deren Nachbarschaft sie den armen Teufel vielleicht doch noch auf trockenem Boden antreffen konnten.

Mit dem Hute hatte es indessen einige Schwierigkeit. Der in der letzten Nacht ziemlich dicht gefallene Schnee deckte Alles mit seiner weichen, ausgleichenden Masse, und so genau konnte der

alte Verwalter die Stelle ebenfalls nicht angeben, denn er erinnerte sich nur ungefähr des Platzes. Während aber Einige am Ufer auf- und abliefen und jeden Baum untersuchten, klopften Andere auf jede kleine Erhöhung im Schnee und stocherten sie auf, bis sie endlich wirklich den alten Hut fanden.

Er wurde von dem Müller augenblicklich als Tobias' Eigenthum erkannt, und die Arbeiter begannen jetzt den Bach abwärts von dort mit den Stangen nachzusuchen. Leider bewährte sich hier, was der Müller gleich von Anfang an gefürchtet. Gleich wo sie begannen, und der Stelle genau gegenüber, an welcher der Hut gelegen, trafen die eingeworfenen Stangen auf die Leiche, die von einem Gegenstande unter Wasser festgehalten wurde. Man mußte sie mit einiger Gewalt an's Ufer ziehen, und dabei hob sich ein alter Weidenast mit aus dem Wasser, der sich fest in den Rock des Unglücklichen verwickelt hatte. Die Ursache seines Todes war deßhalb auch Allen klar; er mußte, jedenfalls im Trunke, hier den Weg verfehlt haben und in das Wasser hineingetaumelt sein, dessen Ufer er doch wohl wieder erreicht hätte, wenn ihn eben nicht der zähe, elastische Zweig daran verhinderte. Ueberdies seiner Sinne nicht mächtig und mit dem ge-

schwächten Körper, ließ es sich leicht erklären, daß er selbst in dem schmalen und eben nicht tiefen Bache ertrinken konnte.

Die Männer hoben die Leiche schweigend auf's Trockene, und einige der mitgebrachten Seile quer zwischen die beiden Stangen bindend, machten sie eine Art von Bahre daraus, auf der sie den alten Tobias in's Dorf und in die Mühle hinabtrugen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.